ABSOLVENTEN NACHRICHTEN

Du!

Német-diplomások
Egyesülete
információs kiadványa

14. évfolyam/Jahrgang
Nr. 2. szám Juni 2007 június

UNSER 13. JAHRESKONFERENZ:

Peregrinatio – Auslandsstudium – Geschichte mit Zukunft

Wie bereits Tradition bei uns, wollen wir Euch die redigierten Fassungen der auf unserer Konferenz vorgetragenen Reden und Referate auch diesmal nicht enthalten. Hinter dem Begriff „redigiert" verbirgt sich in einer knappen – vielleicht auch ungenauen – Formulierung die Tatsache, dass die Texte nicht nur die Atmosphäre der Konferenz nicht wiedergeben können, doch ebenso wenig die zahlreichen interessanten Anmerkungen oder gedanklichen Exkurse.

Wie selbstverständlich muss Euch demnach auch erscheinen, dass z. B. die 25 Dias zum Vortrag von András Surányi nicht zugefügt werden können.

Das totale Erlebnis entsteht, indem man unsere Konferenz mit ihrer Atmosphäre live erlebt und die redigierten Fassungen nachträglich liest – denn wir vermögen hier den musikalischen Auftakt (Gaudeamus Igitur), vorgetragen vom spontan aus den Konferenzteilnehmern gebildeten Chor, auch nicht wiederzugeben.

Das Thema der Konferenz wurde jeweils aus einem anderen Blickwinkel angegangen. Daher gibt es über Kontroverses nichts zu berichten. Es gelang dagegen unseren Referenten, durch die 900 Jahre alte Geschichte der Peregrination einen weiten Bogen zu spannen, wobei die Zuhörer einen Einblick bekamen in die Strategie etlicher Staaten im Zusammenhang mit dem Auslandsstudium und der Nutzung eines solchen Studiums. Wir unternahmen einen kulturhistorischen Spaziergang zwischen München und Nagybánya – und lernten dabei die Regeln der Namensgebung für Straßen im Budapester VI. Bezirk kennen. Konfrontiert wurden wir mit der Tatsache, dass ein im Ausland erworbenes Diplom einen – wenn auch immer kleineren – Wettbewerbsvorteil bedeutet, und dass der Wert eines solchen Abschlusses in erster Linie von uns selbst abhängt.

Und die Wurzelhaare der doppelten Bindung wuchsen während dieser Auslandsstudien Jahrhunderte lang tief in den Nährboden der Kultur, Wissenschaft und Kunst hinein.

Die Fähigkeit, all die Erlebnisse und Gefühle

in fast tastbare Worte zu fassen, ist ein besonderes Geschenk der Natur – sie wurde Sándor Márai, einst selbst Student in Leipzig, gegeben. Anett Tubik zitierte die Gedanken des Schriftstellers so einfühlsam, dass viele von uns sich motiviert fühlten Márais Werke (wieder) zu lesen.

Die Qual der Wahl mussten wir erleiden, als wir feststellten, dass nicht alle Referate im vorliegenden Heft veröffentlicht werden können – doch in der folgenden Ausgabe werden wir die Reihe fortsetzen, und möglicherweise sogar mit einer Überraschung aufwarten.

Luca széke

...a konferencián

... alig fért a terembe, olyan sokan voltunk. Pedig aznap csak a naptár mutatott szeszélyes áprilist, odakünn gyönyörű, verőfényes május volt.

Talán a nosztalgiázásra csábító téma, vagy az általunk első ízben kipróbált és nálunk is jól bevált bejelentkezéses rendszer? (Mint bizonyára emlékeztek, a meghívón azt kértük Tőletek, hogy az egyesület honlapján jelezzétek, hogy tudtok-e, szeretnétek-e jönni. Így mindenki láthatta, ki lesz ott közelebbi ismerősei, barátai közül.) Örülünk, hogy az ötlet Nektek is tetszett, úgyhogy a bevált gyakorlatot a következő rendezvényeken is folytatjuk.

Néha kesergünk egy kicsit, hogy az egyesülethez ritkán csatlakozik új tag, hiszen a németországi tanulmányok feltételei is teljesen átalakultak. Annál inkább pezsdítő dolog volt látni, milyen sokunkat kísért el – mondjuk így – fiatal felnőtt gyermeke. Íme egy lista a teljesség igénye nélkül: Bornemisszából ketten is képviselték a második generációt, Dús Ernő, Goldschmidt Erzsi, Kocsis Csilla, Lux Margit, Vincze Egon és a Szivi család is utánpótlással érkezett.

Annál fájdalmasabban tűnt fel Bacsinszky Péter hiánya, aki éveken át édesapjával együtt segített a konferencia műszaki feltételeinek megteremtésében. Lassan egy éve, hogy végleg nélkülöznünk kell.

Nem ennyire tragikus, de éppen eléggé szomorú, hogy Németh Krisztina sem tudott eljönni, pedig nagyon vágyott a társaságra. Az évekkel ezelőtt elszenvedett súlyos betegség és műtét következtében kerekes székbe kényszerül. A Benczúr-ház liftjéig vezető tizennégy lépcső a készséges portásnak és a segítségre vállalkozóknak még nem jelentett leküzdhetetlen akadályt, de egyéb, elengedhetelen feltételek hiánya már igen. Köszönettel vennénk, ha valakinek lenne jó ötlete, javaslata.

Egy elgondolkodtató eset a végére. A konferencián megjelent fiatalok közül voltak, akik felfedezték, hogy ismerik egymást az egyetemről. Ez adta az ötletet, hogy rendezzünk egy „gyermekeink is ismerjék meg egymást!" találkozót. Most a 18-25 éves, egyszóval a főiskolás, egyetemista korosztályra gondolunk – hiszen a kisebbeknek például ott a Kinderfasching. De kíváncsiak vagyunk a Ti véleményetekre is!

Leveleiteket szeretettel várom: ***Luca***

"Leipziger Runde: Kaffee–Kuchen –Unterhalten" Konferenz-teilnehmer in der Pause auf der Terasse des schönen Benczúr-Hauses (beim prachtvollen Wetter)

s. E. HANS PETER SCHIFF
der deutscher Botschafter in Budapest / Grußwort

Sehr geehrter Herr Dr. Bornemissza,
sehr geehrter Herr Dr. Bode,
meine sehr verehrten Damen und Herren,

zunächst möchte ich Ihnen sagen, wie sehr ich überrascht und erfreut bin über die zahlreichen Teilnehmer der heutigen 13. Jahreskonferenz des Vereins „Deutsche Akademiker aus Ungarn e. V." Sie alle haben an deutschen Universitäten und Hochschulen studiert und einen deutschen Abschluss erworben. Ihre Anwesenheit zeigt, dass persönliche und früh geknüpfte Beziehungen prägend für den weiteren Lebensweg sind. Das Bestehen Ihrer Vereinigung belegt, dass gerade Kultur-, Bildungs- und Wissenschaftsbeziehungen über alle Wechselfälle der Politik hinweg besonders dauerhaft und tragfähig sind.

Wie früher die Wanderung ins Ausland – die Peregrinatio – zum Abschluss der zünftigen Handwerkerausbildung gehörte, haben Sie diese Wanderung auf wissenschaftlichem Gebiet unternommen und die dort gewonnenen Kenntnisse wieder mitgenommen in Ihre Heimat.

So gesehen, sind Sie Brückenbauer der deutsch-ungarischen Beziehungen. Mit Ihren Kenntnissen über uns Deutsche, unsere Mentalität und unsere Sprache tragen Sie in hohem Maße dazu bei, die freundschaftlichen Beziehungen zwischen unseren Ländern weiter zu vertiefen. Ich darf Sie daher auch als Mittler für die Pflege der deutschen Sprache und Kultur ansehen und Sie bitten, sich dafür auch in Ihrem persönlichen und beruflichen Umfeld einzusetzen.

Auslandsstudium und zweisprachige Ausbildung haben in Ungarn eine lange und feste Tradition, wie die deutsch-ungarischen Studiengänge in der Ingenieurausbildung an der Technischen Universität und an der Corvinus-Universität hier in Budapest belegen. Gleich, ob jemand durch Abenteuerlust, Flucht oder Wissensdurst zu Auslandsstudien gelangt: Auslandsstudenten sind, da stimme ich Ihnen zu, in jedem Falle weltoffene Bürger und Multiplikatoren dieser Offenheit im Alltag.

Die Geschichte der ungarischen Studenten im Ausland kann auf rund 900 Jahre zurückblicken. Sie erschöpft sich aber nicht in diesem Rückblick, sondern gewinnt im Zeichen schwindender Binnengrenzen und erweiterter Außengrenzen in der EU eine neue Perspektive und gesteigerte Bedeutung. Die Einbindung in den europäischen Rahmen wird von den Referenten dieses Tages noch unter den verschiedensten Aspekten beleuchtet. Es geht also auch um eine Geschichte mit Zukunft. Gemeinsam wird sie gelingen – so möchte ich Ihnen in Anlehnung an das Motto der deutschen EU-Ratspräsidentschaft zurufen.

Ich wünsche Ihnen für Ihre Jahreskonferenz Erfolg, vor allem viele interessante Gespräche, und darf nunmehr das Mikrofon weitergeben an den Generalsekretär des DAAD, Herrn Dr. Bode.

DR. CHRISTIAN BODE
Deutscher Akademischer Austauschdienst, Generalsekretär

Sehr geehrter Herr Vorsitzender,
sehr geehrter Herr Botschafter,
meine Damen und Herren,
liebe Alumni deutscher Universitäten und Hochschulen!

Ich danke Ihnen sehr herzlich für die Einladung zu Ihrer heutigen Jahreskonferenz und auch für die Möglichkeit, einige meiner Gedanken über den Wert und die Bedeutung des Auslandsstudiums heutzutage Ihnen mitteilen zu dürfen.

Dass ich dies hier in Ungarn in meiner Muttersprache Deutsch tun kann, erfüllt mich mit Dank und vor allem mit Respekt vor meinen Zuhörern. Sie haben ja wohl alle an deutschen Hochschulen studiert, geforscht und gelehrt, und haben dabei auch die deutsche Sprache verstehen, sprechen und vielleicht sogar ein wenig lieben gelernt.

Ich bin mir bewusst, dass die deutsche Sprache, um beim Bild zu bleiben, eher eine spröde Geliebte ist, die lange umworben sein will, dass sie auch, vor allem in der Grammatik, ihre unverständlichen Launen hat und dass sie selbst für den Kenner immer wieder auch Überraschungen bereit hält, sogar manche Enttäuschungen und Verärgerungen, dass sie aber für den standhaften Liebhaber auch eine wahre Beglückung sein kann, jedenfalls wenn man sie in der Gestalt genießt, die ihr von wirklichen Meistern der deutschen Sprache verliehen wurde.

Zugleich muss ich in aller Demut gestehen, dass ich mich in gar keiner Weise revanchieren kann in Ihrer Sprache, ja, dass ich nicht einmal den Versuch unternehmen werde, mit ein paar Brocken auf Ungarisch Ihre Sympathie zu erheischen. Zu groß erscheint mir das Risiko, mich lächerlich zu machen oder, was nicht viel besser wäre, nur Ihr Mitleid zu erregen.

Denn nichts von den europäischen Sprachen, die ich kenne, käme mir zu Hilfe. Das Ungarische ist so einzigartig und unverfälscht geblieben, als hätten seine Sprecher ein Jahrtausend lang abgeschieden hinter den Bergen gelebt und keinerlei Austausch mit ihren romanischen, germanischen oder slawischen Nachbarn gepflegt.

Wir alle wissen, dass genau das Gegenteil zutrifft, dass Ihre Landsleute schon sehr früh und nicht immer ganz friedlich Streifzüge bis in die letzten Winkel Europas unternahmen und sich später mit ihren Nachbarn durch dynastische Heiratspolitik intensiv vernetzten, nicht zu reden von den Zeiten der Doppelmonarchie und von allem, was folgte bis zum kürzlichen Beitritt zur Europäischen Union.

Wenn trotz all dieser europäischen Interdependenzen die Sprache Ihres Landes bis auf den heutigen Tag so eigenartig einzigartig geblieben ist, so spricht das jedenfalls für ihre große identitätsstiftende Kraft. Ob sie diese auch künftig gegen alle – auch linguistischen – Verlockungen und Gefährdungen der Globalisierung verteidigen kann, ist eine spannende Frage. Ob dies unter allen Umständen erstrebenswert oder gar nötig sei, ist durchaus eine andere.

Ich bin also trotz meines sprachlichen Unvermögens gerne Ihrer Einladung gefolgt, weil es gerade jetzt viele gute Gründe gibt, nach Budapest zu reisen.

Zum einen möchte ich Ihnen Dank und Anerkennung für Ihre Arbeit zollen, die ich seit langem aus der Ferne verfolge und bewundere.

Die deutschen Hochschulen haben sich ja über Jahrzehnte leider wenig um ihre ehema-

ligen Studierenden, ihre Alumni, gekümmert, um ihre einheimischen ebenso wenig, wie um ihre ausländischen. Das hat sich aber in den letzten Jahren geändert, seitdem der internationale Wettbewerb wächst und das Bemühen um das eigene institutionelle Profil zugenommen hat. Immer mehr Hochschulen erkennen, dass ihre Absolventen ein großes Kapital sind, das sie für ihre wissenschaftlichen und kulturellen, politischen und manchmal auch wirtschaftlichen Interessen nutzen können und sollten. Und dieses Kapital ist umso wertvoller, wenn es, wie im Fall Ihres Verbandes, sich selbst organisiert und aktiviert.

Zum zweiten nutze ich als Generalsekretär des Deutschen Akademischen Austauschdienstes natürlich auch die Gelegenheit, die Wirksamkeit unserer Austausch- und Kooperationsprogramme hier vor Ort zu besichtigen und zu begutachten.

Gestern Abend habe ich gemeinsam mit dem Herrn Botschafter an 42 ungarische DAAD-Stipenditatinnen und Stipendiaten, die demnächst in Deutschland studieren und forschen werden, ihre Stipendienurkunden verliehen. In den persönlichen Gesprächen mit ihnen konnte ich erahnen, wie sehr diese – sehr sorgfältig ausgesuchten – jungen Leute unser Hochschulleben in Deutschland bereichern werden. Und im Gespräch mit zurückgekehrten DAAD-Alumni, die kürzlich einen eigenen Ehemaligen-Verein gegründet haben, konnte man spüren, welchen Gewinn diese Rückkehrer auch für ihr Heimatland bedeuten.

Zu guter letzt bleiben dann noch halb dienstliche, halb private Gründe für diese Reise, vor allem ist diese Stadt selbst ein völlig zureichendes Motiv. Budapest kann sich seit jeher als eine der schönsten europäischen Metropolen rühmen und es hat den Anschein, dass man allerorten das Tafelsilber eifrig weiter putzt. Dass nun außerdem diese Stadt von Bonn aus innerhalb von eineinhalb Stunden zu einem lächerlich geringen Flugpreis erreichbar ist, nimmt man trotz der ökologischen Problematik jedenfalls ab und zu doch ganz gern in Anspruch.

Damit komme ich nun zu meinem Hauptthema, dem Wert des Auslandsstudiums in der heutigen Zeit. Einiges ist schon nebenher gesagt oder jedenfalls gestreift, anderes verträgt eine Vertiefung und Systematisierung:

Wie in ganz Europa die Mobilität der fahrenden Scholaren Jahrhunderte lange Tradition hat, so reicht auch die Geschichte des deutsch-ungarischen akademischen Austauschs weit zurück.

So kamen etwa im 16. Jahrhundert viele kluge Köpfe aus dem Umfeld der ungarischen Reformationsbewegung zur Weiterbildung nach Deutschland. Károli Gáspár, der große ungarische Reformator und Namensgeber der Reformierten Universität in Budapest, studierte 1556 an der Universität Wittenberg, der Wirkungsstätte Martin Luthers. Nach seiner Rückkehr übersetzte er als erster die Bibel komplett ins Ungarische.

Dreihundert Jahre später kam der Namensgeber von Ungarns größter und bedeutendster Universität, Loránd Eötvös an die Universität Heidelberg. Dort studierte und promovierte er zwischen 1867 und 1870 bei Robert Bunsen und Hermann von Helmholtz und legte damit den Grundstein zu seiner großen Physikerlaufbahn. Anschließend kehrte er nach Ungarn zurück, wo er 1889 zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften gewählt wurde.

In seiner Antrittsrede sagte er: „*Nicht an unterschiedlichen Wissenschaften arbeiten die Völker: Alle tragen sie zum Bau eines gemeinsamen Gebäudes bei.*"

Exemplarisch für die Qualität der ungarisch-deutschen Forschungskooperation steht der Nobelpreisträger und Chemiker Georg von Hevesy oder wie Sie ihn nennen, Hevesy György. Er studierte zunächst in Budapest, promovierte aber 1908 an der Universität Freiburg. Seine Habilitation fand 1913 wiederum in Budapest statt. 1926 kehrte er aber als Professor wieder nach Freiburg

zurück. Unter den Nazis verließ er Deutschland wieder, kehrte jedoch später nach Freiburg zurück, wo er 1966 verstarb.

Unter den ungarischen Nobelpreisträgern findet sich auch ein DAAD-Stipendiat: Der Literat Imre Kertész nahm 1993 am Berliner Künstlerprogramm des DAAD teil, wie übrigens auch György Konrád, der später Präsident der Berliner Akademie der Künste wurde, ebenso Péter Esterházy und manche andere bekannte Schriftsteller Ihres Landes.

Von Imre Kertész las ich vor kurzem ein Interview in der US-Zeitschrift TIME. Der Reporter fragte etwas ungläubig, wieso sich Kertész wieder einem Land zugewandt habe, das doch einst ihm und seiner Familie nach dem Leben trachtete. Seine Antwort war von berührender Großherzigkeit:

„Sollte man nicht eine junge Generation unterstützen in ihrem Kampf gegen die dunklen Mächte der Vergangenheit, vor allem dann, wenn Ihnen diese jungen Menschen die Hand entgegenstrecken?“

Er musste übrigens auch auf die Frage antworten, warum er 1956 nicht außer Landes gegangen sei wie so viele andere. Er habe viele Ideen für ein Buch im Kopf gehabt, sei aber mit 27 Jahren schon zu alt gewesen, in einer fremden Sprache zu publizieren. Statt ins Ausland zu gehen, habe er, wie man in Ungarn scherzhaft sage, entschieden, etwas viel abenteuerlicheres zu tun, nämlich im Lande zu bleiben...

Nun, er hat es dank glücklicher geschichtlicher Entwicklungen ja später doch noch geschafft und pendelt jetzt viel zwischen unseren beiden Ländern, und an diesem unserem heutigen Glück eines fast grenzenlosen Europas haben gerade mutige Ungarn einen ganz unverzichtbaren Anteil. Ihren historischen Schnitt durch den Eisernen Vorhang werden wir Deutsche niemals vergessen.

Ich könnte die Aufzählung prominenter Wanderer zwischen den Kulturen noch beliebig verlängern, das sollen Berufenere tun. Nur einen will ich noch erwähnen, Ihren Staatspräsidenten László Sólyom, der 1999-2000 als Gastprofessor an der juristischen Fakultät der Universität Köln gelehrt hat. Ich wünschte mir sehr viel mehr Politiker, die wenigstens einen Abschnitt ihres Lebens im Ausland verbracht haben. Denn wie sagte doch Esterházy so schön und richtig: In dem Moment, wo wir uns nur mit uns selbst beschäftigen, haben wir verloren. Das gilt auch für ein Land.

Ich möchte ergänzen: Das gilt längst nicht mehr nur für einige wenige prominente Intellektuelle, Wissenschaftler, Künstler und Politiker. Das gilt inzwischen auch für den normalen Bürger, der in einer zunehmend globalisierten Welt sich zurechtfinden und diese aktiv mitgestalten will.

So ist denn die akademische Mobilität längst nicht mehr nur ein europäisches Phänomen von fahrenden Scholaren, sondern hat sich zu einem regelrechten globalen Bildungsmarkt entwickelt.

Die UNESCO-Statistik zählt rund 2, 5 Millionen Studierende, die außerhalb ihrer Landesgrenzen studieren. Eine Million davon in Europa, eine gute halbe Million in den USA, der Rest auf den übrigen Kontinenten, wobei Australien, Japan, China und Russland zu den aufstrebenden Gastländern gehören.

Dieser Trend wird sich dynamisch fortsetzen. Seriöse Vorausschätzungen erwarten innerhalb der nächsten 15 Jahre eine Verdreifachung auf über 7 Millionen Auslandsstudierende. Grund dafür sind einerseits die ständig noch wachsenden allgemeinen Studentenzahlen, vor allem in Asien, Afrika und Lateinamerika. Wachstumsimpulse kommen aber auch von den expliziten Internationalisierungs-Strategien, die sich immer mehr Länder auf die politische Agenda gesetzt haben.

Der spektakulärste Fall solcher Strategien ist sicher der Bologna-Prozess, der inzwischen 45 Staaten umfasst und in dessen Mittelpunkt die grenzenlose Mobilität in einem einheitlichen europäischen Hochschulraum steht.

Massiv gestützt wird dieser Prozess durch die Politik der Europäischen Union, die ihre

Mobilitätsprogramme in den nächsten 7 Jahren verdoppeln will. In einigen Jahren sollen allein im sog. ERASMUS-Programm etwa 300.000 Studierende mindestens ein Semester in einem anderen europäischen Land verbringen. Gleichzeitig will die EU durch Werbemaßnahmen und Stipendienprogramme ihre Attraktivität für Nachwuchstalente aus Nicht-EU-Staaten weiter erhöhen.

Einzelne Regierungen legen noch etwas drauf: Der englische Premier hat vor einiger Zeit das Ziel ausgegeben, zusätzlich zu den schon 200.000 ausländischen Studierenden in Großbritannien weitere 100.000 ins Land zu holen.

Die Franzosen sind gerade dabei, durch Zusammenlegung bisher zersplitterter Organisationen eine schlagkräftige Marketing und Stipendien-Agentur zu zimmern.

In Deutschland haben wir schon früher damit begonnen und die Zahl der ausländischen Studierenden auf nunmehr 250.000 gesteigert. Gleichzeitig haben wir eine Kampagne mit dem Slogan: „Go out – studieren weltweit“ gestartet, um ein ehrgeiziges Ziel zu erreichen: In 10 Jahren soll jeder zweite Hochschulabsolvent einen wenigstens halbjährigen Auslandsaufenthalt, als Student, Praktikant oder Sprachlerner, absolviert haben.

Das mag utopisch klingen, ist aber bei einigen Hochschulen in Deutschland und anderswo schon Realität. Die Harvard University hat kürzlich die Parole ausgegeben, dass jeder Absolvent eine substanzielle internationale Erfahrung als Teil seines Bildungsgangs absolvieren soll, vorzugsweise sogar im nicht englischsprachigen Raum. Und in der Tat steigen die Zahlen der amerikanischen Auslandsstudenten mit zweistelligen Prozentwerten, eine erfreuliche Alternative zu der oftmals doch sehr inwärts gerichteten Politik der führenden Weltmacht. Inzwischen liegt dem amerikanischen Senat ein Programm vor, das sich zum Ziele setzt, die Zahl der amerikanischen Auslandsstudenten pro Jahr auf 1 Million zu erhöhen.

Japan, das bisher viele Landeskinder verschickt, aber wenige Fremde aufgenommen hatte, meldet inzwischen den Vollzug ihres ersten Internationalisierungsplans, nämlich 100.000 ausländische Studierende im Lande.

China hat sich auf denselben Weg begeben und wirbt inzwischen sogar auf ausländischen Messen, während man weiterhin hunderttausende ins Ausland schickt.

Ich könnte die Aufzählung fortsetzen, auch manche bemerkenswerte Beispiele kleiner Länder zitieren. Aber das bisherige mag genügen zur Untermauerung der These, dass wir auch im Hochschulbereich vor einer ganz neuen Dimension der Internationalisierung stehen.

Warum ist das so? Die Antwort ist einfach: weil es massive wirtschaftliche, wissenschaftliche und politische Interessen gibt, die den Prozess der Globalisierung auch in diesem Bereich vorantreiben. Und auch hier gilt Gorbatschows geflügeltes Wort: Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben...

Die wirtschaftlichen Triebkräfte sind offensichtlich: Die Weltwirtschaft wächst exponentiell und vernetzt sich immer mehr, ein typisch deutsches Auto ist inzwischen in Wahrheit ein sehr internationales Konglomerat von Waren und Dienstleistungen. Das macht internationale Qualifikationen notwendig, ja überlebensnotwendig, für den einzelnen ebenso wie für das Unternehmen und für die Volkswirtschaft als Ganzes.

Gleichzeitig wächst der Bedarf an Fachkräften, der oftmals nicht mehr aus dem heimischen Personal befriedigt werden kann. Die EU-Kommission hat für die Erreichung der sog. Lissabon-Ziele einen Zusatzbedarf von 700.000 Ingenieuren bis 2010 errechnet, den die EU aus eigener Produktion keinesfalls decken kann. An deutschen Technischen Hochschulen sind schon ein Viertel der Studienanfänger Ausländer, ein Prozentsatz, der nur noch von unseren Musikhochschulen übertroffen wird.

Hier kreuzen sich die wirtschaftlichen mit

den wissenschaftlichen Interessen. Viele Spitzenuniversitäten können ihren Bedarf an Nachwuchstalenten nicht mehr ohne kluge Köpfe aus dem Ausland befriedigen. Die meisten amerikanischen Elitehochschulen verlören über Nacht ihren Weltruf, wenn die Ausländer sie verließen. 70 % der meistzitierten amerikanischen Veröffentlichungen in der Physik stammen von Wissenschaftlern, die nicht in den USA geboren sind. Ein Drittel ihrer Doktoranden, manchmal auch mehr, stammen aus dem Ausland, bei uns sind es nur etwas mehr als 10 Prozent.

Dabei geht es bei diesen internationalen Rekrutierungs-Strategien nicht etwa nur darum, Lücken zu füllen. Auch nicht nur darum, dass die Ausländer oftmals einfach besser sind als die heimischen Bewerber. Sondern es geht um ein viel komplexeres Phänomen wissenschaftlicher Kreativität, die sich aus dem Zusammentreffen verschiedener Kulturen, Denkweisen und Sozialisationen ergibt. So wie das Neue oftmals an den Rändern der wissenschaftlichen Disziplinen und an deren Schnittstellen, also transdisziplinär entsteht, so entwickelt sich oftmals gerade bei der Zusammenarbeit von Wissenschaftlern aus völlig verschiedenen Regionen eine intellektuelle Reibung und Befruchtung, die unerwartet Neues schafft.

Keiner hat diesen Effekt vortrefflicher beschrieben als der Großmeister der deutschen Sprache und Literatur, Johann Wolfgang von Goethe, unter dem frischen Eindruck seiner italienischen Reise: „*Mit dem neuen Leben, das einem nachdenkenden Menschen die Betrachtung eines neuen Landes gewährt, ist nichts zu vergleichen. Ob ich gleich noch immer derselbe bin, so mein ich doch, bis aufs Knochenmark verändert zu sein.*“

Die meisten hochproduktiven Arbeitsgruppen amerikanischer Nobelpreisträger sind ein wissenschaftliches Vielvölkergemisch. Wie die miteinander leben und arbeiten, das ist beispielhaft und nachahmenswert.

Wo Vielfalt richtig genutzt, nicht harmonisiert aber doch harmonisch ist, steigt das Potential an Kreativität. Hier liegt auch die große Chance, die wir in Europa haben, wenn wir unsere Zusammenarbeit richtig organisieren, unsere Eigenarten erhalten und unsere Stärken bündeln.

Damit bin ich schon bei der dritten Triebkraft für Internationalisierung, beim politischen Motiv.

Gerade die EU-Mobilitätsprogramme sind ein gutes Beispiel für solche Motivationen. Bei allem Bemühen auch um die Qualität der Programme geht es doch in erster Linie darum, möglichst viele junge Menschen mit dem Erlebnis einer anderen europäischen Kultur zu konfrontieren, in der Hoffnung, dass dadurch nicht nur ihr Wissen, sondern auch ihr Verständnis und ihre europäische Solidarität wachsen, die Kohäsion, wie das im Brüsseler Jargon genannt wird.

Man kann sagen, dass dieser Effekt auch tatsächlich bei den meisten Absolventen des Programms eintritt, die wenigstens ein halbes Jahr im Ausland bleiben. Das ist offenbar Zeit genug, das eigene Selbstverständnis neu zu definieren, wenigstens aber zu hinterfragen und offen zu werden für Anderes und Neues. Vor allem aber auch, die latente Aggressivität gegenüber Fremdem zu überwinden, die ein schwer ausrottbares Erbe unserer nationalstaatlichen und bis zum Imperialismus übersteigerten Traditionen ist.

Ich denke, wir haben es damit in Europa weit gebracht. Wir sind heute , da wir den 50. Jahrestag der EWG-Verträge feiern, ein gutes Stück vorangekommen, haben einen früher undenkbaren Prozess zu friedlicher Nachbarschaft vollzogen, der uns mit Stolz erfüllen sollte und der auch für andere Gegenden der Welt beispielhaft ist.

Aber machen wir uns nichts vor. Was uns als selbstverständliche Errungenschaft erscheint, muss doch in jeder Generation neu erarbeitet werden.

Vor allem aber stellen wir mit Betroffenheit fest, dass jenseits unserer gemeinsamen

Grenzen die Welt immer noch geprägt ist von Kriegen und Bürgerkriegen bis hin zum Völkermord, dass die Missverständnisse und Konflikte zwischen den Kulturen nicht abnehmen, sondern eher an Schärfe gewinnen, dass Ideologie und Irrationalismus das politische Klima vergiften bis in unsere eigenen Wohnstuben hinein, dass die Errungenschaften der Aufklärung, nämlich Rationalität, Toleranz und des Säkularismus heute wieder in Frage gestellt werden und dies keineswegs nur in der islamischen Welt.

Natürlich bin ich nicht so naiv zu glauben, dass etwas mehr Auslandsstudium diese Probleme an der Wurzel packen und kurieren kann. Aber sicher bin ich mir doch darin, dass nur ein verständiger Dialog, nicht waffenstarrendes Imponiergehabe, eine Lösung verspricht. Und Dialog setzt menschliche Begegnung voraus. Dialog kann nicht nur über Medien und einseitige politische Verlautbarungen geführt werden, sondern braucht das Gespräch in der persönlichen Konfrontation. Dafür allerdings ist die frühzeitige Begegnung der künftigen Führungskräfte aus allen Regionen der Welt eine zwar nicht ausreichende, aber doch notwendige Bedingung.

Ich denke, Sie alle, die Sie diesen Prozess der Begegnung mit einem historisch problematischen Nachbarn erlebt haben und bis heute pflegen, Sie werden mir zustimmen, Sie brauche ich nicht zu überzeugen. Ich kann Sie deshalb nur ermuntern, diese Botschaft weiter zu geben an die jüngere Generation und für sie zu werben, wo immer sich dafür die Gelegenheit bietet.

Denn Grund dafür gibt es sogar hier in Ungarn. Unsere akademischen Beziehungen sind gut entwickelt, aber sie könnten durchaus noch enger sein. In Deutschland studieren zurzeit rund 2600 Ungarn und in Ungarn studieren rund 1400 Deutsche, aber die Zahlen nehmen in den letzten Jahren eher ab als zu. Im ERASMUS-Programm ist Deutschland für ungarische Studierende eindeutig die Adresse Nr. 1, und auch die Zahl der deutschen Studierenden, die in Ihr Land kommen, wächst. Aber gemessen an den beiderseitigen Studentenpopulationen sind 1300 Austauschstudierende von beiden Seiten doch eher kleine Minderheiten. Auch die DAAD-Stipendien, die wir jährlich vergeben, finden zwar jeweils exzellente Kandidaten, aber es sind zu wenige.

Hier müssen wir gemeinsam daran arbeiten, dass es noch populärer, noch selbstverständlicher wird, eine Studienerfahrung im jeweils anderen Land zu machen. Wir werden das durch wechselseitige Messen und gemeinsame Hochschultage unterstützen. Vor allem aber brauchen wir die Hilfe derjenigen, die aus eigener Erfahrung positives Zeugnis ablegen können. Und das ist niemand anderes als Sie selbst!

Eben deshalb danke ich Ihnen zum Abschluss noch einmal für Ihren Einsatz und wünsche dieser Tagung und ihrer künftigen Arbeit allen Erfolg!

DR. FATA MÁRTA
Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde Tübingen,
Co-Autorin des Buches: Peregrinatio Hungarica
(1977-81 Ernst Moritz Arndt Universität Greifswald, 1987-91 Albert-Ludwigs-Universität Freiburg)

„Da saß nun der Neuling in dem berühmten ‚Stift' zu den Füßen des großen Kirchenhistorikers"

Studenten aus Ungarn und Siebenbürgen an der Universität Tübingen1

Die internationale Beurteilung einer Universität ist bis heute nicht allein von der wissenschaftlichen Reputation ihrer Professoren abhängig, sondern auch von der Ausstrahlung der Bildungsinstitution über die Landesgrenzen hinaus, deren sichtbares Merkmal unter anderem die Zahl der ausländischen Studenten ist. Die Strahlkraft der Universität Tübingen reichte schon im Reformationsjahrhundert von Nord- bis nach Südosteuropa. Eine besondere Beziehung pflegte die Universität über die in Württemberg beschäftigten oder an der Universität Tübingen ausgebildeten Slowenen zu der Landschaft Krain. Die Verbindung wurde von dem aus Krain stammenden Humanisten Michael Tiffern, Mentor Herzog Christophs, mit der Stiftung von vier Freistellen für arme, nicht württembergische Studenten vertieft. Diese Stiftung ermöglichte es zum ersten Mal, Studenten auch von außerhalb der Reichsgrenzen ein kostenfreies Studium in dem 1536 gegründeten Stift für die Ausbildung einer einheimischen theologisch gebildeten kirchlichen und weltlichen Elite zu gewähren. Unter den so genannten Tifferniten gab es im 16. Jahrhundert 15 Krainer und einen siebenbürgischen Studenten, den sich 1568 immatrikulierenden Marcellus Huntterus aus Kronstadt, Sohn des Reformators der Siebenbürger Sachsen, Johannes Honterus.

Das einmal für den Südosten geweckte Interesse wandte sich zeitgleich auch Ungarn zu. Mit großer Aufmerksamkeit verfolgte man auch von Tübingen aus die schnelle Verbreitung der Reformation und das Vordringen der Osmanen im Donau-Karpatenraum. Der Universitätskanzler und Tübinger Probst Jakob Andreae sprach in der St. Georg-Kirche anlässlich der Erstürmung der ungarischen Festung Sziget durch die Osmanen im Jahr 1566 über die Sorge um die Christen im christlich-osmanischen Grenzgebiet und unter türkischer Herrschaft. 1635 veröffentlichte Thomas Lansius, Professor für Politik, Geschichte und Beredsamkeit am *Collegium Illustre* und Professor der Juristischen Fakultät der Universität, ein Werk über die führenden Nationen Europas, darunter die Ungarn, im Spiegel ihrer Geschichte und Verfassung.

Die von Wien ausgehenden absolutistischen und gegenreformatorischen Maßnahmen gegen die (protestantischen) Ungarn ab Mitte des 17. Jahrhunderts stießen bei den Tübinger Beobachtern auf Anteilnahme. So konnte der oberungarische Georg Dömötöri (1640–1686), Student im *Collegium Illustre* und zugleich an der Universität, 1664 eine Sammlung von Klageliedern auf den Tod des katholischen kroatischen Banus Nikolaus Zrínyi – eines Vorkämpfers einer eigenständigen ungarischen Politik, die Ungarns Befreiung von den Osmanen und die Vereinigung der Länder der Stephanskrone forderte – aus der Feder von 21

1 Dieser Text ist ein Auszug aus dem Beitrag „Studenten aus Ungarn und Siebenbürgen an der Universität Tübingen. Eine 500 Jahre lange Beziehungs- und Wirkungsgeschichte". In: Márta Fata – Gyula Kurucz – Anton Schindling (Hg.): Peregrinatio Hungarica. Studenten aus Ungarn an deutschen und österreichischen Hochschulen vom 16. bis zum 20. Jahrhundert (Contubernium Bd. 64). Stuttgart 2006, S. 229-264.

Autoren in einer Tübinger Druckerei veröffentlichen. Unter den Verfassern befanden sich unter anderem der Kanzler und Professoren der Universität, die den Urenkel des Helden von Sziget selbst als Verteidiger der Christenheit priesen und die konfessionelle Verbundenheit mit den ungarischen Protestanten betonten.

Auch wenn das Interesse der Professoren der Universität an Ungarn im Laufe des 18. Jahrhunderts nachließ, bestanden weiterhin wissenschaftliche und persönliche Kontakte zu Ungarn und Siebenbürgern, die beim heutigen Forschungsstand noch kaum zu ermessen sind. Auch während der Studienjahre entstandene Freundschaften wurden weiter gepflegt; ihre Erforschung wäre sowohl für die Universitäts- als auch für die Wissenschaftsbeziehungen von besonderer Wichtigkeit.

Die vielfältigen Beziehungen der Ungarn und Siebenbürger zu der Universität und zu Württemberg schufen auch die finanzielle Grundlage der *peregrinatio academica*. Die im westungarischen Bük am 17. und 18. Juni 1659 abgehaltene Synode der evangelischen Kirche diesseits der Donau, die damals etwa 300 evangelische Gemeinden repräsentierte, wandte sich an Herzog Eberhard III. mit der Bitte, die ungarischen Evangelischen durch Aufnahme von Theologiestudenten in das von den württembergischen Herzögen gegründete Tübinger Stift zu unterstützen. Die Synode suchte damit einen Ausweg aus der schweren Lage, in der sich die westungarischen Protestanten seit 1642 befanden, nachdem sie durch die Rekatholisierung der Magnatenfamilie Nádasdy einen ihrer wichtigsten Patrone für Kirche und Schule verloren hatten. Treibende Kraft der Synodebittschrift war Stephan Wittnyédy von Muzsaj (1612–1670), damals Abgeordneter auf dem ungarischen Landtag. Wittnyédy förderte das evangelische Bildungswesen durch die Gründung des evangelischen Gymnasiums in Ödenburg, der evangelischen Akademie in Eperies und durch Finanzierung des Auslandsstudiums von evangelischen Studenten. Die Rolle des großzügigen Mäzens konnte er nicht zuletzt aufgrund seines Vermögens spielen, das unter anderem auf dem Ochsenhandel mit Württemberg basierte. Da er dem Stuttgarter Hof auch Pferde verkaufte, war er dem Herzog kein Unbekannter. Dank dieser guten Beziehung schickte er seinen Gesandten zum Herzog mit der Anfrage, ob eine Aufnahme lutherischer Studenten aus Ungarn ins Tübinger Stift möglich sei.

In seiner Antwort vom 30. August 1659 erklärte Herzog Eberhard III. der Synode, dass er die Aufnahme von zwei oder drei Ungarn in das Stift nur wegen der bedrängten Lage der ungarischen Protestanten genehmige, da sein Herzogtum selbst durch die Ereignisse des Dreißigjährigen Krieges ganz verwüstet worden sei. Die ersten Studenten kamen 1661 an. 1667 gab es bereits vier Ungarn und bis 1830 erhielten nachweislich weitere 79 Studenten Ausbildung und Freitisch im Stift.

Das herzogliche Stipendium für die Ungarn wurde schon 1687 auf Studenten aus Siebenbürgen ausgedehnt. Bis 1830 fanden mehr siebenbürgische als ungarische Studenten Aufnahme in das Stift, wobei sich das Konsistorium der württembergischen evangelischen Kirche als vom Herzog eingesetzte Aufsichtsbehörde des Stifts durchaus bemühte, das Gleichgewicht zwischen den ungarischen und siebenbürgischen Studierenden zu halten. Die Studenten aus Ungarn und Siebenbürgen, die den Status der *hospites* genossen, bewohnten bis 1733 ein eigenes Zimmer im Stift, das so genannte Ungarnstüble, als sie wegen Platzmangels in der Stadt Quartier nehmen mussten. Voraussetzung für die Aufnahme ins Stift war der Abschluss eines der evangelischen Gymnasien oder Lyzeen und eine entsprechende Empfehlung der Heimatkirche. Zusammen mit den deutschen Studenten hatten die Ungarn und Siebenbürger zusätzliche Veranstaltungen und Übungen im Stift zu besuchen. Stiftler und *hospites* versammelten sich tagtäglich zu einem gemeinsamen Mittag- und Abendessen. Einer solchen Mahlzeit wohnte 1795 auch der Berliner Aufklärer Friedrich Nicolai bei und schrieb in seinen Reisebeschreibungen: „Die Ungarn,

welche hier verschiedene Benefizien haben, predigten ungarisch, wenn die Reihe an sie kam, und die Mömpelgarder französisch. Zu unserem Vergnügen traf es sich gerade, daß ein junger Siebenbürger in der siebenbürgisch-sächsischen Sprache eine Predigt hielt."

Das Evangelische Stift bewahrte bis ins 20. Jahrhundert seine Strahlkraft auf die ungarischen und siebenbürgischen Theologiestudenten. Die Zahl der Bewerber, die sich ohne Bewilligung des Stuttgarter Konsistoriums der württembergischen Landeskirche auf den Weg machten, nahm von Zeit zu Zeit zu; in den 1750er Jahren war sie so bedeutend, dass Herzog Karl Eugen 1752 und 1755 den württembergischen Gesandten in Wien instruieren musste, bei den ungarischen Ständen in dieser Angelegenheit vorzusprechen. Doch die Intervention fruchtete wenig, denn weiterhin meldeten sich Studenten in Tübingen, die entweder die entsprechenden Zeugnisse nicht aufweisen konnten oder die Entscheidung der Behörden nicht abwarten wollten. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war der Andrang der Ungarn und Siebenbürger so groß, dass der Herzog am 27. Februar 1761 die Stiftsleitung mahnte, „Einhalt bei der Vergabe des Stipendiums" auszuüben und „diesseitigen Landeskindern Vorrang" bei der Förderung zu geben. Dennoch nahm die Zahl der Ungarn und Siebenbürger zu. Um die Zahl der Bewerber zu begrenzen, wurde der württembergische Gesandte in Wien erneut aufgefordert, den ungarischen Ständen mitzuteilen, dass Studenten in Zukunft nur mit Attesten ihrer kirchlichen Vorsteher und einer zu Hause abzuwartenden Bestätigung aus Stuttgart aufgenommen würden. Die Zahl der Geförderten konnte erst nach 1784 wieder auf vier begrenzt werden, doch schon im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts gab es erneut sieben *hospites*, im August 1814 sogar acht, wobei die Förderungsdauer auf maximal zwei Jahre beschränkt wurde. 1818 senkte man die Zahl auf sieben und 1819 auf sechs. Am 3. November 1819, als die ungarischen und siebenbürgischen Studenten die Universität auf Befehl der Wiener Regierung verlassen mussten, sicherte das Ministerium des Innern und des Kirchen- und Schulwesens den sich verabschiedenden Studenten die Aufrechterhaltung des Stipendiums bis zu ihrer Rückkehr an die Universität zu.

Das Verbot des Besuchs der Universität Tübingen schmerzte die Studenten besonders. Der Siebenbürger Sachse Peter Wolf, der ohne Genehmigung der Wiener Behörden in Tübingen studierte, brachte die allgemeine Meinung auf den Punkt: „So wäre es fürwahr besser, das Verbot der Hochschule aufzuheben; denn nicht nur dass Regierung und Studiosen sich der Unmoralität schuldig machen, sondern es leiden dabei noch andere Interessen: erstens die wissenschaftlichen und zweitens die materiell-pekuniären, indem die Stipendien in Vergessenheit oder in Verfall gerathen."

Die Neuorganisierung der Universität betraf auch das Stipendienwesen; in deren Folge wurde der den Ungarn und Siebenbürgern zugesicherte Freitisch und Logis in ein Staatsstipendium umgewandelt. Das Ministerialreskript vom 15. November 1829 bestimmte, dass Studierende der evangelischen Theologie aus Ungarn und Siebenbürgen pro Jahr vier Stipendien zu jeweils 150 Gulden erhalten können und der Fonds ausschließlich jenen Studenten zugute kommen soll, die bereits ein Semester an der Universität studierten. Das Staatsstipendium wurde bis 1918 an unbemittelte Studenten der evangelischen Theologie aus Ungarn und Siebenbürgen vergeben, die neben einem Armutszeugnis eine Empfehlung ihrer Heimatkirchen vorlegten und von einem der Professoren der Evangelisch-theologischen Fakultät der Universität Tübingen eine positive Beurteilung ihrer Studienleistung erhielten. Wegen Fehlens einer geschlossenen Archivüberlieferung zum Staatsstipendium für ungarische und siebenbürgische Studierende ist die Zahl der zwischen 1830 und 1918 Geförderten nicht genau zu ermitteln. Doch die vorhandenen Anträge und Bewilligungen beweisen eine kontinuierliche Vergabe des Stipendiums aus der Staatskasse. Gerade die anscheinend voll ausgeschöpften Stipendienkosten brachten 1912

das württembergische Ministerium des Kirchen- und Schulwesens auf die Idee, das Staatsstipendium für ungarische Staatsbürger als eine allzu „liberale Einrichtung“ auf Kosten der württembergischen Steuerzahler abzuschaffen. Der zur Stellungnahme aufgeforderte Dekan der Evangelisch-theologischen Fakultät argumentierte jedoch gegen den Plan damit, dass viele der Studenten der evangelischen Theologie aus Ungarn und Siebenbürgen die nötigen Kosten für ein Studium in Deutschland nicht aufbringen könnten und dass das Stipendium eine Brücke zwischen Deutschland und vor allem Siebenbürgen darstelle, woher die Mehrheit der Bewerber komme.

Studenten aus Siebenbürgen erhielten im 18. Jahrhundert eine weitere Möglichkeit, ihre Studien in Tübingen zu finanzieren. Am 23. April 1770 verfügte Christian Heinrich Hiller, Professor der Jurisprudenz, testamentarisch eine Stiftung für Studierende aller Fakultäten und eine Stiftung für Studierende der evangelischen Theologie aus Siebenbürgen. Die Stiftung für siebenbürgische Studenten erfolgte aus Dankbarkeit für den aus Schäßburg stammenden Theologiestudenten Andreas Clemens (1742–1815), den Hiller Anfang März 1770 in seinen Dienst genommen hatte, damit er ihn, den schwer Erkrankten, pflege. Clemens schrieb darüber in seiner Autobiographie: „Ich ward also am Ende des Februars zum HE. Hiller berufen; da ich mich denn verbindlich machte, nächstens mein bisher beym HE. Kepp gehabtes Quartier zu verlassen, und solches bey gedachtem Herrn aufzuschlagen: welches auch am Anfange des Märzes geschah. Hier hatte ich für mich ein eigenes bequemes Wohnzimmer zum Studieren, und woher ich meine Collegia ungehindert besuchte: bey Nacht aber lag ich auf meiner Bettstatt dicht an seinem Bette, in einem besonderen Schlafzimmer. Mein Aufenthalt an diesem Orte dauerte bis ans Ende jenes alten Herrn, nämlich 9 Monate, während welcher Zeit er sein längst angefangenes Testament vollendete.“

Das Stiftungskapital betrug 2.000 Gulden, deren Zinsen, anfangs 91 Gulden, alljährlich am 23. April ausgezahlt werden sollten. Das Geld war vier Siebenbürgern, oder im Fall, dass sich nicht so viele bewarben, anderen armen Studenten der evangelischen Theologie zugedacht. Ab 1772 erhielten auch ungarische und deutsche Theologiestudenten eine Förderung aus dem Fonds, was die siebenbürgischen Studenten besonders schmerzte. Zwischen 1770 und 1910 erhielten 84 Siebenbürger und 34 Ungarn ein Stipendium aus dem Hillerschen Fonds, viele auch mehrmals. Die Stiftung wurde 1932 mit den anderen Stiftungen für Theologiestudenten, die ihr Vermögen wegen der Inflation nach dem Ersten Weltkrieg und der Weltwirtschaftskrise eingebüßt hatten, zur Evangelischen Studienstiftung für evangelische Theologen zusammengefasst, die sich 1962 endgültig auflöste.

Die beiden Tübinger Stipendien hatten sicherlich die Migration der Studenten aus Ungarn und Siebenbürgen nach Tübingen grundlegend beeinflusst, denn wie der einstige Tübinger Student und spätere Heidendorfer Pfarrer Johann Michael Scholtes beschrieb, waren diese Stipendien für die mittellosen oder ärmeren Studenten eingesetzt, die auf die Beihilfen dringend angewiesen waren, wie er selbst. Da Scholtes von zu Hause keine finanzielle Unterstützung erhielt, aber fest entschlossen war auf eine deutsche Universität zu gehen, ernährte er sich während seines Aufenthaltes im Zittauer Gymnasium von Gelegenheitsarbeiten und Privatstunden. Nicht selten hatte er nur Schwarzbrot zu essen, und *„auch das nur so schmal, [...] [weil] ich mir das Brod immer durch Einschnitte zeichnete, wie viel ich des Tages essen durfte, um bis zum folgenden Samstag auszukommen.“ Wegen seiner Armut wählte er nicht das gewünschte, doch teuere Universitätsstudium in Wittenberg, sondern ging nach Tübingen. In das Stift wurde er dank Empfehlungen aus Zittau aufgenommen, wo er, wie er schrieb, „Mittags und Abends ein gutes Essen und zu jedem Essen? Maß Wein, im Falle ich aber den Wein nicht trinken wolle, dafür monatlich 6 f. vom Kloster-Procurator haben sollte; [...] Ich genoß dieses Convict und das Hillersche Stipendium*

jährlich 22 f 45 ? x.“ Auch der Mediascher Student Stephan Ludwig Roth (1796–1849), leitende Figur des siebenbürgisch-sächsischen Vormärz, schätzte die erhaltene Förderung, denn wie er in einem Brief an seinen Vater schrieb: „*Jetzt erst danke ich meinem Gott und den guten Menschenfreunden, welche das Convict gestiftet haben, denn sonst würde es um den dreijährigen Aufenthalt auf Universitäten schlecht aussehen, da es sich die Wirte und Bürger zur unerläßlichen Pflicht machen, den Burschen, wo es nur möglich ist, anzuschmieren.*“

Für viele spielte neben dieser Tatsache auch die familiäre Tradition eine wichtige Rolle bei der Wahl des Studienorts Tübingen. Georg Paul Binder (1784–1867), der spätere Schulrektor und Sachsenbischof, schrieb in seinen Lebenserinnerungen: Ich „*entschied mich jetzt erst zum Studium der Theologie besonders deswegen, weil dieses allein mir das heiß ersehnte Ausland und seine reichen Wissensquellen öffnete. [...] Im März 1804 [...] traf [ich] Anstalten zur Reise nach Tübingen, wohin mich die Vorliebe des Vaters für den Ort, wo er selbst vor dreißig Jahren studirt hatte, anwies und auch in das [...] Württembergische theologische Stipendium durch das Schäßburger Consistorium empfehlen ließ.*“ Der väterliche Rat führte ebenso Stephan Ludwig Roth im Herbst 1817 an die Universität Tübingen. Stephan Roth, der sich 1783 in Tübingen immatrikuliert hatte, verfügte über einen großen Bekanntenkreis in Württemberg, der jetzt seinem Sohn zugute kommen sollte. Der alte Roth kannte unter anderem Adolf Eschenmayer, der 1811 zum außerordentlichen Professor für Medizin und Philosophie ernannt wurde. Der Sohn besuchte regelmäßig Eschenmayers Veranstaltungen über Psychologie und Religionsphilosophie und wählte den 1818 zum ordentlichen Professor für praktische Philosophie Ernannten zu seinem „Leitstern“ und berichtete, dass er in wissenschaftlichen Diskussionen als „der wärmste Freund“ des Professors galt. Eschenmayer, der ein besonderes Interesse für psychologische und psychiatrische Fragestellungen hatte, stand der romantischen Naturphilosophie nahe. Mit seinen Fragestellungen weckte er Roths Interesse für Pädagogik, besonders für die Bildungsfunktion des Staates: Themen, die Roth, die politische und moralische Leitfigur der Siebenbürger Sachsen im Vormärz, bis zu seiner Hinrichtung beschäftigten.

Roth, der die existenzielle Gefährdung der Siebenbürger Sachsen durch deren demographischen Rückgang, veraltete Agrarverfassung und niedriges Bildungsniveau erkannte, wollte unter anderem durch eine organisierte deutsche Einwanderung von evangelischen Deutschen nach Siebenbürgen für Abhilfe sorgen. 1845 kehrte er nach Stuttgart und Tübingen zurück, wo er seine Verbindungen aus der Studienzeit aktivierte und jetzt um württembergische Landwirte warb. Diese sollten als Musterbauern helfen, die siebenbürgisch-sächsische Landwirtschaft zu modernisieren und gleichzeitig die Zahl der evangelischen Deutschen gegenüber den auf dem sächsischen Königsboden zahlenmäßig zunehmenden Rumänen zu verstärken. Die Leitung der so in Gang gesetzten württembergischen Auswanderung nach Siebenbürgen übertrug Roth 1846 seinem in Tübingen studierenden Landsmann Peter Wolf aus Felldorf. Wolfs Auftrag erstreckte sich auf die Auswahl und Betreuung der Auswanderungswilligen. Anhand der aus Siebenbürgen erhaltenen Unterlagen stellte er die Gruppen der Auswanderer zusammen, übergab ihnen die aus Siebenbürgen zugeschickten Kauf- und Pachtverträge und erteilte genaue Auskunft über die Formalitäten und die Reiseroute bis zum Zielort.

Wolf, dessen politische Gesinnung wir aus seiner Eintragung im „Album Transsylvanorum“ kennen, kam von der Wiener Universität an die für Siebenbürger damals verbotene Universität am Neckar. Er eilte nach Tübingen, „um an der Urquelle deutschen Geist zu holen und Herz und Gemüth zu erlaben an dem ewig reichen Quell deutscher Gemüthlichkeit“. Aber ebenso sicher ist, dass ihn auch die Stipendienmöglichkeiten an die *Eberhardina Carolina* brachten. Denn er erhielt zwischen 1845 und

1846 wegen Mangels an anderen Kandidaten dreimal den ganzen Stipendienbetrag aus dem Hillerschen Fonds. Obwohl in der Theologischen Fakultät eingeschrieben, studierte er auch Chemie bei Gottlob von Gmelin, Botanik bei Hugo von Mohl, Land- und Forstwirtschaft bei Karl Göritz, Pädagogik bei Christian Palmer, Astronomie bei Julius August Christoph Zech und Ethik bei Johann Tobias Beck. Kein Wunder, dass er den örtlichen Behörden als ein ausgesprochen fleißiger Student bekannt war. Ganz im Sinne von Roth war Wolf bestrebt, sich praktische Kenntnisse anzueignen, nicht zuletzt, um in seiner sächsichen Heimat als Volkserzieher fungieren zu können. *„Wir [können] keine gelehrten Philologen werden“*, schrieb er, *„wenn wir nicht auf der anderen Seite nützlichere und für die Bildung und Erziehung unseres Volkes künftig unentbehrliche praktische Kenntnisse unbeachtet lassen wollen. Tun wir aber das Letzte, so wird unser Volk in Landwirtschaft, Gewerbe und Künsten immer mehr zurückbleiben, verarmen, dadurch in Unsittlichkeit – die Folgen des Proletariats – versinken u. endlich in dem großen ‚Maisfressenden und Schnapssaufenden‘ Volke der Rumunj verschwinden. [...] Heutzutage braucht der Kaufmann und Bürgersohn keine Vokabeln und lateinische Brocken, sondern tüchtig schreiben und rechnen, und zeichnen muss er können, die Naturwissenschaften (Physik, Chemie, Mechanik, Mathematik), dann lebende Sprachen muss er los haben. [...] Ist dann der Zögling, der Bürgersohn, das geworden, was er heut zu Tage soll und muss – ein tüchtiger Gewerbsmann – so gebet ihm die deutschen Klassiker in die Hand [...] – damit er daran Geist und Seele bilde und erlabe und stark werde in dem, was erst allem menschlichen Treiben die Krone aufsetzt – in der Humanität in der edelsten Bedeutung dieses Wortes.“*

Der vom Dekan der Theologischen Fakultät 1912 behauptete Tatbestand, Tübingen sei ein Ausbildungsort der Siebenbürger evangelischen Pfarrer und Lehrer, konnte in der Zeit nach 1848 entstehen, als Verbote und Einschränkungen des Studiums weggefegt wurden. Mit Freude notierte Johann Lorenz Fabini aus Reichesdorf im „Album Transsylvanorum“: *„Metternich, der giftige Wurm, der das Mark der Monarchie ausgesogen und den Boden des Staatsgebäudes unterhöhlt hatte, er ist fort. Mit ihm ist auch das Verbot der deutschen Universitäten: Jena, Tübingen und Heidelberg aufgehoben. Siebenbürgens Musensöhne werden wieder dem schönen Schwabenlande zuströmen.“* Wie Fabini prophezeite, kamen zwischen 1848 und 1918 rund 211 Siebenbürger nach Tübingen, davon waren die allermeisten Siebenbürger Sachsen, die an der Theologischen beziehungsweise gleichzeitig an der Theologischen und Philosophischen Fakultät studierten.

Zum begehrten Ziel der siebenbürgischen Studenten wurde die Evangelisch-theologische Fakultät der Universität nicht zuletzt wegen Professoren wie dem Begründer der „Tübinger Schule“, Ferdinand Christian Baur (1792–1860), der in der Fachwelt mit der auf exakter Quellen- und Tatsachenforschung beruhenden Exegese des Neuen Testaments und der Kirchengeschichte großes Ansehen erlangte. Die in den 1850er Jahren an der Universität prägende geistige Atmosphäre deutete Georg Schuller, ein Absolvent des Schäßburger Gymnasiums, in seinen Lebensaufzeichnungen an: *„Am 19. Oktober [1853] erreichte ich Tübingen. Da saß nun der Neuling in dem berühmten ‚Stift‘ zu den Füßen des großen Kirchenhistorikers v. Baur und hörte auch alttestamentische Gegenstände bei Professor Meier im Universitätsgebäude, philosophische bei Professor Reiff und Vischer und philologische bei Professor Schwegler und Roßbach.“*

Schuller wurde vom damaligen Rektor des Schäßburger Gymnasiums (und späteren Sachsenbischof) Georg Daniel Teutsch nach Tübingen geschickt. Teutsch erkannte, dass die nach 1848 unvermeidbaren politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Reformen, die auf die Abschaffung der ständischen Gesellschaft und dadurch der alten Privilegien der Siebenbürger Sachsen zielten, letztlich das Fortbestehen der siebenbürgisch-sächsischen Gruppe gefährdeten. Eine Garantie, die ethnisch-kulturelle Eigenständigkeit zu bewahren und gleichzeitig die ständische Gesellschaft der Siebenbürger Sachsen in eine

politisch handlungsfähige Minderheitengruppe umzugestalten, sah er in der allgemeinen höheren Bildung. Deshalb setzte er die von seinem Vorgänger, Georg Paul Binder, begonnene Reformarbeit am Schäßburger Gymnasium konsequent fort und schickte seine begabten Schüler gezielt an deutsche Universitäten, um für die sächsische Schule und Kirche eine gut ausgebildete Garde erziehen zu lassen. Das Hauptziel des Auslandsstudiums war demnach nicht die wissenschaftliche, sondern die solide theologische Ausbildung. In diesem Sinne riet Teutsch seinem Schüler Schuller vom Besuch etwa der philosophischen Seminare des vielseitigen Linkshegelianers Friedrich Theodor Vischer ab und schlug vor: *„[...] dagegen müssen Sie sich entschieden gleich jetzt zu einem Fachstudium wenden."*

Teutsch, der selbst an der Berliner Universität studiert hatte und sich zu den Schülern von Ranke zählte, ließ sich Vorlesungsverzeichnisse deutscher Universitäten zuschicken. Er korrespondierte auch mit Vertretern der deutschen Wissenschaft, weshalb er über Lehrpersonal, Fachrichtungen und Lehrmeinungen an den deutschen Universitäten stets ausreichend informiert war. Seine Schüler, die Theologie studieren wollten, schickte er für einige Semester nach Tübingen, weil dort – wie er meinte – nicht wie an anderen Universitäten „auf dem Gebiete der protestantischen Entwicklung altdogmatische Ansichten wieder zur Geltung" kämen und „die historisch und echtphilosophisch bereits überwunden" seien. Teutsch warnte die Theologiestudenten nicht nur vor den Gefahren der orthodoxen Theologie und zugleich der spekulativen Christologie, sondern schickte die besten von ihnen nach einem theologischen Grundstudium in Tübingen nach Berlin weiter, wo er „die Hauptrichtungen [...] der neuen Wissenschaften" vertreten sah.

In der Zeit zwischen der Immatrikulation des ersten siebenbürgisch-sächsischen Studenten in Tübingen 1557 und dem Untergang der Doppelmonarchie 1918 erhielten nachweislich 170 evangelische Pfarrer und 25 Mittelschullehrer ihre Ausbildung in Tübingen. Welche Wirkung die Ausbildung an der Universität Tübingen in ihrem Lebens- und Berufsweg hatte, kann man beim heutigen Stand der Forschung noch kaum einschätzen. Auf die allgemein wichtige Bedeutung der deutschen Universitäten für die Siebenbürger Sachsen wies jedoch schon Friedrich Teutsch hin, der als Schulrektor und Bischof in die Fußstapfen seines Vaters trat: *„Unser wissenschaftliches, unser geistiges Leben überhaupt, damit unser Dasein als Volk und Kirche, war ohne diese deutschen Hochschulen nicht möglich. [...] Aber noch zweierlei soll den deutschen Universitäten nicht vergessen werden. Sie haben für uns in entscheidenden Fragen den höchsten Gerichtshof gebildet, der uns half, den Weg zur Wahrheit zu finden, und sie haben zum Zeichen des geistigen Zusammenhangs mit uns an hohen Tagen der Geschichte gern an uns gedacht und dem Ausdruck verliehen."*

MARKUS RIMMELE
TU Dresden

Sehr geehrter Botschafter der Bundesrepublik Deutschland, Herr Schiff,
sehr geehrter Generalsekretär des DAADs, Herr Dr. Bode,
sehr geehrter Vorsitzender des Vereins DU, Herr Bornemissza,
sehr verehrte Alumnae, sehr geehrte Alumni,

vielen Dank für die Einladung und die freundliche Einführung zu Ihrer 13. Jahreskonferenz in Budapest. Es ist mir eine große Ehre und ich freue mich sehr, heute bei Ihnen, verehrte Anwesende und liebe Alumni zum Thema „Die Bedeutung der Auslandsstudenten und der ausländischen Alumni für die TU Dresden" sprechen zu können. Es ist wie Ihr Vorsitzender vorhin richtig sagte, das 3. Mal, dass Ihr Verein mir die Gelegenheit gibt, einen Beitrag zur Technischen Universität Dresden zu halten. Ich habe bei Ihnen bereits zu neuen Studienangeboten der TU Dresden, zum Betreuungsangebot, d.h. Integrationshilfen und zu Finanzierungsquellen für ausländische Studenten gesprochen. Dr. Bode hat schon mit eindrucksvollen internationalen Vergleichen dargestellt, warum trotz knapper finanzieller Mittel die deutschen Bundesländer und die Bundesrepublik mit einem Export von mehr als 33% gut daran tut, für die studentische und akademische Mobilität fürderhin mehr Ressourcen zur Verfügung zu stellen. Auch zu der Bedeutung eines Auslandsstudiums, zu nationalen und internationalen Entwicklungen und Vorhaben Australiens, der VR Chinas, der USA, Japans u. a. hat Dr. Bode, Generalsekretär des DAADs, so eindrucksvoll und ausführlich referiert, dass ich meinen Beitrag auf die Darstellung der TU Dresden und dort vorhandene Angebote und Vorhaben u. a. mit Hinweisen auf die Internetseiten kürzen kann.

Lassen Sie mich mit dem Hinweis auf die Übersichtsfolien, die Sie auf der TUD-Internetseite http://tu-dresden.de/die_tu_dresden/portrait/zahlen_und_fakten einsehen können an den ersten Teil meiner Ausführungen erinnern.

Von fast 35.000 Studenten waren zum 1.12.2006 mehr als 10%, nämlich 3627 internationale Studenten an der TU Dresden eingeschrieben. Die ausländischen Studenten aus Europa (1604) und Asien (1601) halten sich die Waage. Nach Ländern geordnet kommen die meisten aus China (795), Polen (303), Vietnam (229), Russland (182) und der Ukraine (181). Andere ausländische Studenten stammen vor allem aus osteuropäischen Staaten wie Bulgarien (157) und der Tschechischen Republik (119). Aus Ungarn waren es zum o.g. Stichtag 39 Studenten.

Weitere Aussagen finden Sie unter:
http://tu-dresden.de/die_tu_dresden/portrait/zahlen_und_fakten/bilder/12 bzw.
http://tu-dresden.de/die_tu_dresden/portrait/zahlen_und_fakten/bilder/13 und
http://tu-dresden.de/die_tu_dresden/portrait/zahlen_und_fakten/daten/
Zahlen_Fakten_2007_04_Voransicht.pdf

Sie finden die Zahlen und Fakten auf der TU Dresden Homepage unter
http://tu-dresden.de/die_tu_dresden/portrait/zahlen_und_fakten/bilder/31, übersichtlich dargestellt, das von mir kommentierte Studienangebot unter http://tu-dresden.de/studium/angebot und das Umfeld der TU Dresden unter
http://tu-dresden.de/studium/rund_ums_studium/studienstadt .

Was der TU die ausländischen Studenten und seine Alumni bedeuten, warum sich die TU Dresden um ausländische Studienbewerber, um Studenten aus dem Ausland, um Studentenaustausch und Mobilität bemüht, geht daraus größtenteils schon hervor. Auch die 1. Frage, was sich die Technische Universität Dresden von der Mobilität verspricht, Deutsche an ausländische Universitäten zu vermitteln – ca. 3 bis 5 %, gehen an ausländische Universitäten, von den 3642 sind 5-15 % ausländische Studenten als Austauschstudenten an der TU Dresden –, ausländische Studenten an die TU einzuladen, finden Sie nachfolgend beantwortet. Auch die 2. Frage, welche quantitativen, welche qualitativen Ziele die TU Dresden verfolgt, können Sie indirekt meinen Ausführungen und den Internethinweisen entnehmen. Die 3. Frage, eher eine Unterfrage der zweiten, ob der TU Dresden eine Zahl von 10 % Bildungsausländern genügt und wie sich die Universität beim Qualitätsmanagement verpflichtet fühlt, d.h. bei der Frage, wie viele ihrer ausländischen Studenten im Studium erfolgreich sind, finden Sie unter dem Stichwort Studienvortests kurz „Testas“ und auf der Internetseite

http://tu-dresden.de/internationales/news/testasde umrissen.

Zur 4. und letzten Frage, was die TU Dresden konkret tut, damit ihre Studenten die Studienziele und darüber hinaus als Absolventen erfolgreich in das Berufsleben einsteigen, möchte ich auf den Karriereführer, die Internetseiten

http://tu-dresden.de/careernetwork http://tu-dresden.de/zielgruppen/studierende/news/news_wb und www.ready-for-the-job.de hinweisen.

Auf die Eingangsfragen und die Bedeutung der ausländischen Studenten und Ihrer Absolventen für die TU Dresden komme ich gleich zurück. Abschließend komme ich auf neue Stipendien für Schüler von Deutschen Auslandsschulen und auf Weiterbildungsangebote für Alumni zu sprechen. Schließen könnte ich mit einer vierminütigen, musikuntermalten MDR-Filmpräsentation (DVD) zum Umfeld Dresdens, dem Freistaat Sachsen dienen, für die ich leider keinen „link“ liefern kann.

Die TU Dresden bietet ihren ausländischen Studenten ein dem Studium vorgeschaltetes Studienkolleg, Deutsch- und Vorbereitungskurse auf die DSH in Verbindung mit Beratungen im Propädeutikum an. Die ausländischen Studienanfänger werden in der Regel von Tutoren, bei Einführungsveranstaltungen, dem Propädeutikum, während des Deutschkurses in die deutsche Art zu studieren eingeführt. Die ausländischen Vollzeitstudenten haben während ihres Studiums ein Fremdsprachenbudget von 10 Semesterwochenstunden (SWS), also die Möglichkeit sich z.B. mit der deutschen Sprache insgesamt 150 Unterrichtseinheiten zu beschäftigen. Die Teil-, Aufbau-, Erweiterungs- und Promotionsstudenten können 4 SWS, d.h. 60 Stunden gratis in Anspruch nehmen.

Den Hochschullehrern – viele haben selbst im Ausland oder an verschiedenen Forschungseinrichtungen studiert und gearbeitet –, erscheint der Paradigmen- und Perspektivenwechsel, z.B. der Sprachenwechsel und die damit einhergehende Teilhabe an anderen Ausgangsbedingungen wesentlich, um das Studieren und das wissenschaftliche Arbeiten zu entwickeln. Anders gesagt: Die TU Dresden erhält von rückkehrenden Studenten aus dem Ausland und den ausländischen Studenten fortlaufend Impulse zur Weiterentwicklung der Lehre und Forschung. Seit 2006 stellt das Sächsische Ministerium für Wissenschaft und Kunst der TU Dresden drei Vollzeitstipendien für ein Studium an der TU Dresden für Abiturienten von deutschen Auslandsschulen zur Verfügung, die ein mathematisch-naturwissenschaftliches oder ingenieurwissenschaftliches Fach studieren wollen. Bewerbungsschluss für das WS 2007 ist der 30.06.2007. Weitere Hinweise geben die Deutschen Auslandsschulen. Sie finden im Internet unter: http://bildungsklick.de/s/sachsen-w?page=17 und unter:

http://www.studentenwerk-dresden.de/wirueberuns/spiegel-ei-artikel-284.html
allgemeine Informationen. Vom Akademischen Auslandsamt der TU Dresden erhalten Sie über E-Mail: Markus.Rimmele@tu-dresden.de nähere Informationen.

Es entspricht der Symmetrie des Gebens und Nehmens, wenn die TU Dresden ihren ausländischen Studenten gute Aufnahmebedingungen bietet. Von ihren Hochschulpartnern im Ausland kann sie damit gute Bedingungen für die entsendeten Studenten erwarten.

Erlauben Sie mir einen kleinen Exkurs: Der viel zitierte Schriftsteller Johann Wolfgang Goethe wurde durch seine Auslandsaufenthalte und Reisen ins Ausland geprägt. Die Frühromantiker wie z.B. die Brüder Schlegel, die ihm erst zur Geltung und zu einer nachhaltigen Rezeption verholfen haben, konnten seine Wertmaßstäbe verstehen, da sie selbst im Ausland studiert und gearbeitet hatten. Durch die Brüder Schlegel, die Zusammenarbeit Schillers mit Goethe wurde zu Beginn des 19. Jahrhunderts ein Austausch zu ästhetischen und hermeneutischen Fragen geführt, der die Entwicklung der Philologien und der Germanistik insgesamt wesentlich förderte. Mit anderen Worten: Die Erweiterung eines Wissensgebietes bedarf eines gesicherten Umfeldes, eines Netzes. Heute spricht man von der notwendigen Netzwerkbildung.
Seit einigen Jahren werden die ERASMUS-, sprich Programmstudenten, aber auch die ausländische Stipendiaten und die so genannten „free movers“ in den ersten Wochen ihres Dresdenaufenthalts besonders durch das Auslandsamt, die ERASMUS-Initiative, das Studentenwerk, das Link-Partner-Programm und weiteren Einrichtungen betreut. Die früheren Partei- oder Regierungsstipendiaten hatten aus anderen d.h. politischen Gründen ihre persönlichen Betreuer. Seit den 90er Jahren erhielten die Austauschstudenten ihren Tutor, der die Studenten bei der Verstehens-, die Professoren bei der Vermittlungsarbeit unterstützten. Heute hat die TU Dresden an allen Fakultäten und in vielen Studiengängen und darüber hinaus in den Wohnheimen Tutoren, die ausländische Studenten willkommen heißen und bei der Überwindung von Verstehens- und Studienschwierigkeiten unterstützen.

Und nun zum Schluss ein Gedanke zur Alumni-Arbeit. Ich kann mich auch hier durch den umfassenden Beitrag von Dr. Bode und den Hinweis auf die Homepage kurz fassen. Wir gehen wegen der schnellen Wissensentwicklung heute mehr denn je davon aus, dass mit dem Studienabschluss das lebenslange Lernen erst richtig beginnt. Die TU Dresden sieht ihre Hauptaufgabe in der Lehre von aktueller Forschung. Nach Möglichkeit laden die Fakultäten und Institute ihre Absolventen an ihre Alma mater ein. Die TU Dresden ist in verschiedenen Wissensbereichen noch dabei, aus ihren Absolventen Alumni zu machen, d.h. Schüler, die sich gern an ihre Hochschule, an ihre Lehrer, an das Lernen erinnern.
Ein erfolgreicher Absolvent, ein Alumnus hat das Bewusstsein, dass er die Qualifikation und den Bildungsgrad erreicht hat, den er zu Studienbeginn im Auge hatte, dass sich der betriebene Aufwand für die Qualifizierung gelohnt hat. Aus Weitsicht bleibt er in Verbindung mit seinen Kommilitonen, seiner Hochschule und dient mit seiner eigenen Weiterbildung auch als Multiplikator für die Aus- und Weiterbildung zwischen Firmen und der Hochschule.
2007 und 2008 sind dank der Unterstützung des DAADs mehrere Expertenseminare für ausländische Alumni der Bereiche Elektrotechnik, Informatik, Maschinenbau, Verkehrswissenschaften und Wirtschaftswissenschaften zu a) Technikfortschritt und Mobilität, b) Ökonomie und Wissensgesellschaft, c) Weiterbildungsseminare zu Berufsperspektiven von Alumni für Alumni geplant. Auch dazu ist in Bälde mehr Information auf der Homepage der TU Dresden erhältlich.
Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

SURÁNYI ANDRÁS
Öffentliche Kulturstiftung Terézváros, Vorstand des Kuratoriums
(1973-78 Hochschule für Buchkunst und Grafik, Leipzig)

Fern- und Nahweh Abenteurer, Peregriner (Marsbewohner, Dissidenten)

Als Altperegriner lernte ich in Leipzig der siebziger Jahre, dass es erwünscht wäre, Form und Inhalt zu einer unzertrennlichen Einheit zu verhelfen; die obige Grafik versucht diesen Erwartungen nachzukommen – deshalb das viel versprechende Design…

… trotzdem werde ich nun die meiste Zeit über Plagen wie Durst, Hunger, Lust und Kunst sprechen, nämlich über wissensdurstige, kulturhungrige, bzw. lernlustige Menschen sprechen, die mehr wissen und lernen wollten, als es ihnen in der eignen Heimat – aus welchem Grund auch immer – möglich war, oder ihnen genehmigt wurde. Es geht hierbei um Ungarn oder Ungarländer, die eigentlich Deutsche oder Österreicher waren, bzw. wurden, oder aber um Deutsche, die eigentlich Ungarn waren und auch bleiben wollten, jedoch von vielen für Österreicher gehalten wurden. Einen Spezialfall bilden dann ungarische Juden, die zwar deutsch oder englisch sprechend, aber mit einem so starken ungarischen Akzent durch die Welt peregrinierten, dass die peinliche Frage – sehr taktvoll – erst überhaupt nicht gestellt wurde.

Die ungarische Peregrination in die sagenumwobene „Óperencia", also in das Land „ob der Enns", nach Deutschland, begann recht stürmisch mit den – etwas euphemistisch bezeichneten – „Abenteurerzügen" mit anschließender Brautschau. Die Deutschen gaben dieser schwungvollen Bewegung den vielleicht doch ein wenig ungemütlichen Namen „Raubzüge". Diese endeten schließlich bei Augsburg, am Lechfelde 955, rund tausend Jahre vor dem zweiten deutschen Merkzettel in Basel: 1954, Endergebnis 3:2, mit ebenfalls drauffolgendem Paradigmenwechsel. Ich möchte anbei bemerken, dass die Madjaren bis in unsere Tage die Brautschau „háztűznézés", d.h. Hausfeuerbesichtigung nennen. Dass mit Hausfeuer eigentlich die Küche gemeint wäre, klärte man mangels gelernter Philologen leider zu spät… Die Madjaren zogen aus der ganzen Abenteurerei und den fehlenden Übersetzern schließlich und endlich sehr weise die einzig richtige Konsequenz, und im runden Jahr 1000 stand Ungarn schon als ein fast EU-kompatibles und sichtbar starkes Königreich da, mit einer feschen bayrischen Königin, einem starken Verbündeten Bayern und mit einem Land, wo gelernte Köpfe für die Administration, Kirche, Bauwesen, Recht, Steuern, und natürlich für die Kunst allernötigst gebraucht wurden.

König István – der später Heiliggesprochene – betonte in seinen Intentionen an seinem Sohn Imre, dass ein Land mit vielen Sprachen stärker sei, als ein Land mit nur einer Sprache. Diese Mahnung bezog sich offensichtlich und vor allem auf die Deutschen, die in der ersten Modernisierungsepoche des ungarischen Königreiches die Schlüsselrolle innehatten. Die Ein- und Umsiedlung, die Walz, die Peregrination, das große Lehren und Lernen begann auch umgehend, erstmal ohne Akademien.

Dass die deutsche Universitätsbildung auf mehr als 650 Jahre zurückblickt, weiß jedes Kind. Ob wir jetzt von Prag oder von Heidelberg aus rechnen, kann eine heikle Frage darstellen, jedoch diesmal Gott sei Dank nicht für uns Ungarn… Die Entfernungen in Betracht gezogen kamen aber für Ungarn Prag, Krakau und Wien in erster Linie in Frage. An der Wiener Universität stellte von Anfang an die ungarische Landsmannschaft die bedeutendste Gruppe dar. Prag und Krakau wurden in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts wichtig. Es gab in Krakau Zeiten, als die Ungarn ein Viertel der Studen-

ten ausmachten. Vom Kunststudium war allerdings immer noch keine Rede.

Ich will mich auch nicht in den tausend Jahren Geschichte verlieren, da ich nur je hundert Sekunden für hundert Jahre hätte; ich überspringe also den Tatarensturm, das Árpádengeschlecht und verlasse das dunkle Mittelalter mit dem Namen des meines Erachtens ersten bekannten und auch weltberühmt gewordenen ungarischen bildenden Künstlers (oder sogar Künstlerfamilie), mit Dürer, mit den Dürers. *Die* klassischen ungarischen Peregriner, die allerdings nie wieder heimkehrten, kamen aus dem nicht mehr existierenden südostungarischen Dorf Ajtós, dessen Name Türe bedeutet. „Dürer" nannte sich darum nach dem 1455 nach Nürnberg ausgewanderten Vater, und sein Wappen und das Siegel seines Malersohnes Albrecht zeigten eine geöffnete Tür. Dieser Albrecht Dürer war ein „moderner" Mann seiner Zeit, am Ende des Mittelalters, der von seiner Befestigungslehre und seinem Stadtbebauungsplan besessen war. Seine Idealstadt hatte Wohnhäuser mit Lichthöfen, gerade, breite, rechtwinkelig sich kreuzende Straßen und eigene Stadtteile für Gewerbe und Handwerk. Er vergaß weder, dass der Pfaffe „herrlich wohnet", noch dass die Gießhütten in einer bestimmten Windrichtung stehen sollten, damit der „giftige Rauch abtreibet".

Dieser Maler, Mathematiker, Kabbalist und Erfinder, dieser Konstruktivist im Zeitalter der Zentralperspektive hat im Laufe seines 57 Jahre währenden Lebens kein einziges Bild nachweisbar „konstruktiv" aufgebaut. Seinen Feldhasen kennt jeder, als Philosophen und Mathematiker ist er in Vergessenheit geraten. Sein Stich, die „Melancholie", wurde aber auf jedem Quadratmillimeter diesseits und jenseits der mathematischen, astrologischen und philosophischen Zusammenhänge analysiert: der Hund, der Engel, die Kugel, die Wage, die Sanduhr ... nicht zu sprechen von der in die Mauer eingelassenen Jupiter-Tafel. Die Besonderheit des magischen Quadrates besteht darin, dass alle Senkrechten und alle Waagerechten sowie auch die beiden Diagonalen die Summe 34 ergeben. Die Zahl 34 ergibt versetzt 43 – Dürers Alter im Jahre 1514, als der Kupferstich entstand. Die Jahreszahl 1514 erscheint in den mittleren Feldern der untersten Zeile des Quadrats.1514 ist auch das Jahr, in dem seine Mutter im 5. Monat starb. Deshalb ist die 5 in der zweiten Zeile als Zeichen des Todes auf den Kopf gestellt. Im magischen Quadrat ergeben sich etliche Symmetrien, die zusammengerechnet alle die gleiche Zahl, die 34 hervorbringen.

Um die Kabbalistik auf die Spitze zu treiben: Fast gleichzeitig mit dem Tod Dürers endet 1526 einstweilen auch der ungarische Traum. Die Schlacht bei Mohács setzt einem selbstständigen Ungarn ein Ende. Die nächsten fast zwei Jahrhunderte Ungarns werden von islamischer Peregrination und Kunst bestimmt. Wie in der ungarischen Geschichte des Öfteren, kommt schließlich die ersehnte Befreiung. Diesmal durch die „Schwager", also die Österreicher.

Die katholischen Habsburger richten sich auch sofort gemütlich ein und nebenbei bemerkt sind die Ungarn durchwegs protestantisch. Im entvölkerten Ungarn wird aus allen habsburgischen Landen und wieder aus Bayern angesiedelt; es wird also alles reformiert, genauer gesagt gegenreformiert. Die Agitpropkunst der Gegenreformation, der Spätbarock, bricht mit voller Wucht aus. Österreichische, italienische, deutsche Künstler, Baumeister, Handwerker bemächtigen sich der riesigen Materie. Es kommt zu einer Bau-, Umbau- und eine Fresko-Orgie ohne gleichen. Ende des 18.Jahrhunderts ist Ungarn durch und durch 15-16-sprachig besiedelt, die Amtssprachen sind Deutsch und Latein. Wieder einmal wird das Karpatenbecken zum Einwanderer-Hit und zum Schmelztiegel Europas. Eine ungarische Kunstakademie lässt weiterhin auf sich warten. Wien oder München sind die alternativen Reiseziele der ungarischen Künstlertalente.

Nach und nach rang München Wien das Interesse ab. Der Grund für diese Tendenz liegt offensichtlich darin, dass Wien, die bislang wichtigste Stadt, und ihre Akademie ihre Anziehungskraft für die ungarischen Künstler

verlor. Nach der Niederwerfung der Revolution und des Freiheitskampfes 1848-49 durch die Habsburger stand man den Ungarn in Wien ausgesprochen feindlich gegenüber. Eine Rolle spielte auch der politische Widerstand, der sich gegen die österreichische Herrschaft richtete, war doch die Erinnerung an die Revolution noch recht lebendig. Wichtig war vielleicht auch, dass in den Jahren 1849-50 der spätere Direktor der Münchner Akademie, Friedrich August von Kaulbach mit den beiden emigrierten ungarischen Politikern József Eötvös und Ágoston Trefort sich anfreundete, die später als Minister für das Bildungswesen und für das kulturelle Leben Ungarns verantwortlich waren und die Entwicklung der historischen Malerei förderten.

Kaum zu glauben, aber um die fünfhundert ungarische Kunststudenten lernten im Verlaufe des 19. Jahrhunderts in der bayerischen Hauptstadt an der Königlichen Akademie. Der so genannte Münchner Stil oder „Münchner Realismus", und andere in München ansässige Kunstrichtungen fielen in der Folge auch in der ungarischen künstlerischen Szene auf dankbaren Boden. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts überstieg die Zahl der Inskribierten im Durchschnitt nie sieben, aber 1881 z. B betrug ihre Zahl dreißig. Von den 489 ungarischen Studenten schrieben sich 33 für Architektur, 57 für Bildhauerei, 118 in die Malerschule und 265 in die Vorbereitungsklasse ein. Die Studienzeit der Künstler gestaltete sich sehr unterschiedlich. Einige verließen die Akademie schon nach kurzer Zeit, zum Beispiel auch Mihály Munkácsy, der nach Düsseldorf ging, andere verbrachten fünf bis sechs Jahre an der Akademie. Zu ihnen gehörte der durch die ‚Münchener Blätter' populär gewordene Gyula Benczúr, der bis zu seiner endgültigen Heimkehr nach Ungarn an der Münchener Akademie sogar als Professor lehrte.

Die erste Generation der Schule von Nagybánya – die ungarischen Modernen – bestand fast ausschließlich aus aus Bayern heimgekehrten Künstlern, die die Königliche Akademie sozusagen nach Ungarn importierten. Überhaupt gibt es kaum einen unter den wichtigsten ungarischen Malern, Bildhauern oder Architekten jener Epoche, der nicht eine kürzere oder längere Studienzeit in der Landeshauptstadt verbracht hätte. Ich übertreibe kaum, wenn ich München als Wiege der ungarischen bildenden Kunst bezeichne, denn bis zur Errichtung der Budapester Meisterschule 1882 lernten hier so gut wie alle kleineren und größeren Talente der ungarischen Kunst des 19. Jahrhunderts.

In einem kurzen Vortrag wie diesem kann ich auf die zahlreichen ungarischen Architekten- und Bildhauerabsolventen der Münchner Akademie leider überhaupt nicht zu sprechen kommen, geschweige denn auf die Peregrinanten der Berliner oder Wiener Akademien. Namen wie Ybl, Hild, Strobl, Zitterbach, Pollack, Strobl, Steindl, Dunaiszky, Ferenczy, Izsó bestimmten das auch heute sichtbare Bild Budapests.

Ich greife also, aus Gründen der Zeitnot nur vier einflussreiche Maler auf, nach dem etwas groben Prinzip, dass die umliegenden Gassen hier im sechsten Bezirk nach ihnen benannt sind: Der schon erwähnte **Munkácsy Mihály** hieß ursprünglich Michael Lieb, die Familie stammte aus Bayern, die seit 200 Jahren in Nordost-Ungarn ansässig war. Er nahm den Namen seines Geburtsortes 1863 an. Die Wiener Kunstakademie verlassend, studierte er 3 Jahre in München, später in Düsseldorf, wo er auch sein erstes großes Werk, „Der letzte Tag des Verurteilten" malte. Munkácsys frühe Werke waren sozial engagiert und den ungarischen Freiheitskämpfen gewidmet.

Szinyei Merse Pál stammte aus einem alten ungarischen Adelsgeschlecht. Seit 1864 lernte er an der Münchner Akademie bei Karl Piloty, aber seine akademische Formenwelt zu übernehmen und pathetische Geschichtsbilder – ähnlich seinen Zeitgenossen – zu malen war er nicht bereit. Er wurde sogar Parlaments-Abgeordneter. 1905 bestellte man ihn zum Direktor der Budapester Akademie der Bildenden Künste. Er gilt als Gründer der ungarischen

plein air Malerei und als der erste ungarische Impressionist. Ab 1905 bis zu seinem Tod war er der Rektor der Ungarischen Kunstakademie.

Benczúr Gyula studiert von 1861 in München, bei Piloty. Seinen ersten großen Erfolg erreicht er mit dem Bild „Hunyadis Abschied". 1876 wird er der Gewinner des Wettbewerbes für historische Malerei mit „Die Bekehrung von Vajk". Bedeutend sind seine auf Bestellung des bayrischen Königs, Ludwig II., gemalten Werke. Er heiratet in München, wird Professor an der Münchner Akademie. 1883 kehrt er nach Budapest zurück und wird Direktor der Meisterklasse. Bekannt und beliebt ist er durch seine großformatigen historischen Bildern, mythologischen Szenen und Portraits von bekannten Persönlichkeiten seiner Zeit. Sein Selbstbildnis hängt in der Uffici in Florenz. Sein Geburtsort, Dolány, ist heute nach ihm benannt: Benczúrfalva.

Székely Bertalan begann sein Studium an der Wiener Akademie, von wo er nach Dresden ging und das Studium schließlich in München fortsetzte. Er war außer in Berlin in London, Holland, Italien und Frankreich tätig. Neben seiner Kunst galt er als ausgezeichneter Pädagoge und wurde Direktor der Musterzeichen-Schule und später der Meisterschule. Seine, den Akademismus mit der Romantik vereinigende Malerei macht ihn zu den erfolgreichsten ungarischen historischen Malern.

Von **Hollósy Simon** ist zwar keine Straße im sechsten Bezirk benannt, er bleibt aber trotzdem ein herausragender Vertreter des Naturalismus und Realismus des 19. Jahrhunderts. Er stammte aus einer armenischen Familie und madjarisierte den Namen Korbuly aus Sympathie für die ungarische Revolution. Nach Budapest studierte er an der Münchner Akademie, wo er sein sowohl in Ungarn, als auch im Ausland erfolgreiches Bild „Beim Maisschälen" malte. In München kam er mit dem akademischen Unterricht in Konflikt und eröffnete bald eine Privatschule, in der er alle um sich versammelte, die eine lebensnahere Darstellung anstrebten. Mit seiner Persönlichkeit und seinen Bildern lenkte er die Aufmerksamkeit auf die neuen Werte der französischen Malerei. 1896 gründete er auf Anraten seiner Studenten und Freunden die Schule von Nagybánya, die die ungarische Malerei für Jahrzehnte maßgeblich beeinflusste.

Die Kunstgeschichtsschreibung der sechziger Jahre verurteilte den Einfluss Münchens auf die ungarische Kunst ausdrücklich als schädlich und verwerflich. Tatsache ist aber, dass eben die Wirkung dieser Akademie zur Entstehung unserer nationalen bildenden Kunst grundlegend beitrug.

Der Minister für Volksbildung, József Révai, sagte noch 1949 anlässlich der Ausstellung von Künstlern aus der Sowjetunion Folgendes: „Unsere Maler haben, wenn sie in München lernten, nicht nur ihre Kunst erlernt, sondern in erster Linie wohl eine Weltanschauung, wie man die Welt, und welchen Ausschnitt dieser man überhaupt darstellt. Nun, diese Welt, die sie damals dort im Westen sehen und darstellen lernten, ist nicht mehr die heutige Welt, sie ist nicht mehr unsere Welt, nicht mehr die Welt des ungarischen Volkes. Sie ist eine fremde Welt, mit der wir nichts mehr zu tun haben. Es gibt unter den Künstlern welche, die uns beschuldigen, dass wir von ihnen fordern, der Kunst den Rücken zuzukehren, dabei fordern wir doch nur den Bruch mit dem Impressionismus, den Bruch mit dem Formalismus, den Bruch mit der dekadenten, bürgerlichen Kunst bar jeden Inhalts. Ich würde mich freuen, wenn die ungarischen Maler nun diese Ausstellung als eine Gelegenheit für eine längst überfällige Wendung in Richtung des sozialistischen Realismus sehen würden."

Eine andere Krisenzeit für ungarische Kunst- und Wissenschaftsbetreibende waren jene dreißig Jahre, die dieser Rede vorangingen. Der erste Weltkrieg, der Zerfall der Monarchie, die bürgerliche Revolution, dann die Räterepublik und der drauf folgende „Weiße Terror", die ersten Judengesetze Europas, der *numerus clausus* bewog tausende Ungarn zur Zwangs-Peregrination. So studierten und arbeiteten viele später weltberühmt gewordene Künstler,

Wissenschaftler und etliche Nobelpreisträger in Wien, München, Berlin und Hamburg. Nach dem Sturz der Weimarer Republik mussten sie auch aus Deutschland weiterziehen. János Neumann, Ede Teller, Leó Szilárd, Tódor Kármán, Jenő Wigner wurden von Einstein und Fermi nur „die Marsbewohner" genannt, als sie zusammen den ersten Kernreaktor gebaut hatten.

Lassen Sie mich mit einer diesbezüglichen Anekdote schließen:

Den Italiener Fermi zog es gedanklich ins Universum und er fragte, ob ein so schöner Ort wie die Erde nicht „ebenso wundersam entwickelte Wesen" anzieht, und wo sich diese aufhielten. Die Antwort seines ungarischen Freundes Szilárd lautete: „Sie sind unter uns, und nennen sich Ungarn."

KOZÁRY VILMOS
dr Pendl & dr Piswanger GmbH
(1963-66 Zittau, 1966-68 Fernstudium TU Dresden)

Mehrwert, oder keiner? Der Wert des Auslandsdiploms auf dem ungarischen Arbeitsmarkt

Als Personalberater begegne ich oft verschiedenen Meinungen in Bezug auf den Wert eines vollen Auslandsstudiums. Natürlich hängt dieser in erster Linie davon ab, ob es sich um einen Doktoranten oder um einen zukünftigen Arbeitgeber, um einen Ingenieurabsolventen oder um einen graduierten Maler, einen Künstler handelt. Auch der seit dem Abschluss vergangene Zeitraum ist von großer Bedeutung; jahrelange praktische Erfahrung relativiert, verringert sogar den Einfluss des Auslandsdiploms in einem allgemeinen Bewertungs- oder Auswahlprozess.

Welchen Mehrwert erwartet ein Arbeitgeber im Allgemeinen von einer Person mit einem Auslandsdiplom? Hier folgt eine Aufzählung der wichtigsten Anforderungen:

- Spezialkenntnisse,
- exzellente Sprachkenntnisse und Kommunikationsfähigkeit,
- Durchsetzungsfähigkeit,
- erhöhte Belastbarkeit,
- Konfliktlösungsfähigkeit,
- erfolgsorientierte Denkweise,
- Toleranz und Diversität,
- Selbstständigkeit in hohem Maße,
- Entscheidungsfähigkeit,
- positive Einstellung und
- Konstruktivität.

Ich behaupte natürlich nicht, dass diese

Kompetenzen während eines Studiums in Ungarn nicht aufgebaut werden könnten. Man nimmt aber aus Erfahrung an, dass diese Eigenschaften im deutschen Sprachraum oder generell gesagt in einem westeuropäischen Umfeld rein wegen der kulturellen Unterschiede in der Persönlichkeitsentwicklung eine wesentlich stärkere Rolle spielen.

Honoriert der ungarische Arbeitsmarkt diese Vorteile? Zum Teil ja, falls folgende Nachteile im Falle der gerade nach Ungarn zurückkehrenden Hochschulabsolventen nicht überbewertet werden:

- mangelnde aktuelle Lokalkenntnisse (fachliche, länderspezifische, soziale, arbeitmarktspezifische Kenntnisse, usw.);
- kein ausgedehntes Kontaktnetz (hauptsächlich bei vertriebsorientierten Stellenangeboten);
- um eine Größenordnung geringere finanzielle Motivierbarkeit;
- irreale Erwartungen bezüglich der Karriereentwicklung;
- unklare Motivation der Heimkehr.

Historisch gesehen waren die Vorteile eines Auslandsdiploms auch zeitlich grundverschieden - es gab Verschiebungen im Schwerpunkt der Vorteile je nach dem Zeitpunkt der Heimkehr. In den 70-er, 80-er Jahren waren die Sprachkenntnisse im Mittelpunkt der positiven Vergleiche, Anfang der 90-er Jahre haben die speziellen Fachkenntnisse nebst kulturellen Erfahrungen an Bedeutung gewonnen. Es ist äußerst individuell, welche der möglichen Aspekte im Einzelfall die Laufbahn mehr beeinflusst haben, sei es rein die Sprache, oder eine gefragte Fachrichtung, die Persönlichkeitsentwicklung oder eine feste Bindung menschlicher Art.

Aus meiner Berufspraxis ist im Allgemeinen ein langsam sinkender Marktwert der Auslandsdiplome zu verzeichnen. Durch die politisch-wirtschaftliche Öffnung Ungarns sowie durch die Globalisierung des Studiums, der Schulsysteme und die damit verbundene Kompatibilität wird der Wert des im Ausland absolvierten Studiums umdefiniert. Der fachliche Kernwert des Studiums wird relativiert und bleibt nur dann erhalten, wenn im Ausland eine wirklich lokalgebundene Anziehungskraft vorhanden ist (Forschungsumfeld, exzellente Lehrkräfte auf Sonderniveau usw.). Andere Aspekte, wie ein erleichtertes Erlernen einer Fremdsprache, Kennenlernen einer kulturellen Vielfalt oder die Entwicklung der eigenen Persönlichkeit werden aus der Sicht einer Jobsuche in Ungarn nicht in dem Maße ins Gewicht fallen, wie vor 10-15 Jahren.

Auch die HR-Branche ist schuld an dieser Entwicklung. Mangelnde Kenntnisse über die ausländischen Bildungseinrichtungen, wenig Interesse für Analysen und Vergleiche von Auslandsdiplomen führen zu einer gewissen Gleichgültigkeit und oft zu Vorbehalten.

Es wäre fehl am Platz, wenn ich behauptete, dass ein Auslandsdiplom keine relativen Vorteile bringen kann. Mehr Chancen für eine Anerkennung des Mehrwertes kann man unter folgenden allgemeinen Bedingungen erwarten:

- hohe Spezialisierung und belegbare Motivation,
- wettbewerbsfähige Persönlichkeitsmerkmale,
- fundierte Deutsch- und Englischkenntnisse (auch bei deutschen Weltfirmen ist die konzerninterne Kommunikationssprache meistens Englisch, bevorzugt werden aber diejenigen, die Deutsch auf hohem Niveau beherrschen),
- praxisorientiertes Curriculum,
- Lokalkenntnisse werden nicht gebraucht,
- Karriereziele liegen im multinationalen Umfeld,
- die Gehaltserwartungen sind marktgerecht.

Ich möchte den zukünftigen Auslandsabsolventen noch einige Empfehlungen geben:

- Nebst allgemeinen Fachkompetenzen sollten sie auch ein Spezialgebiet

auswählen und darin vertiefte Kenntnisse erwerben (Nachweis über Spezialkenntnisse durch Publikationen, Praktiken, Diplom-Themenwahl usw.),

- fachliche Nebentätigkeit neben dem Studium,
- fachliche Kontaktpflege mit dem ungarischen Umfeld.

Empfohlene Zielgebiete nach der Rückkehr sind meiner Ansicht nach:

- regionale Positionen,
- internationale Finanzdienstleistungen,
- Finanzberatung,
- Change Management,
- F&E Projekte,
- E-Management,
- Tourismusprojekte.

Die EU-Mitgliedschaft und die damit verbundenen Institutionen sichern den zukünftigen ambitionierten Auslandsstudenten bei Studienplätzen der EU eine erhöhte Berechenbarkeit des internationalen Marktwertes eines Diploms. Die internationalen und nationalen Tendenzen der Wertstellungsänderungen auf dem Gebiet der Auslandsdiplome werden aber kulturbedingt noch lange voneinander abweichen. Da jede Laufbahn voller Individualität ist, empfehle ich trotz aller Vorbehalte die Absolvierung mindestens einiger Auslandsemester im englischen sowie deutschen Sprachraum. Bei einem Vollstudium gelten andere Überlegungen; hier besteht eine erhöhte Wahrscheinlichkeit dafür, dass man sich danach eine Karriere grundsätzlich nur im Ausland vorstellen kann.

Für individuelle Konsultationen sowohl für ehemalige als auch für zukünftige Auslandsstudenten in Vereinsnähe stehe ich zu Eurer Verfügung und hoffe auf einen weiteren glücklichen Verlauf Eurer Laufbahn!

TUBIK ANETT
Gymnasiallehrerin,
Dobó Katalin Gymnasium
Esztergom
(1978-83 Uni Leipzig)

Literarisches Rahmenprogramm:
Auszüge aus dem Roman
Márai Sándor: Bekenntnisse eines Bürgers

„Erinnerungen an die Studienzeit in Deutschland“

Bisher hatte ich von Sándor Márai nur „Die Glut“ gelesen. Nach einem Besuch in der Geburtsstadt des Dichters, in Kaschau (ungar. Kassa, slow. Ko?ice) fielen mir seine Erinnerungen „Bekenntnisse eines Bürgers“ in die Hände. Zunächst dachte ich nur, dass der 1900 in Kaschau geborene ungarische Dichter mit „sächsischen bäuerlichen Vorfahren“ (S. 225) hier vor allem über seine Kindheit in der heute in der Slowakei liegenden Stadt schreibt.

Beim Lesen entdeckten wir mit meinem ungarischen Ehemann dann im zweiten Teil seine Erinnerungen an seine Studentenzeit in Deutschland und insbesondere in Leipzig. Vor zwanzig Jahren waren wir nämlich ebenfalls dort zum Studium gewesen.

Márai lebte ab 1919 für längere Zeit in Deutschland, um Journalistik zu studieren, in dem Land, „wo man Margarine auf das Brot strich“ (S. 207)

Gerade solche Textstellen sind es, die gerade derjenige versteht, der als Ungar ebenfalls längere Zeit in Deutschland studiert hat. Deshalb möchte ich das Buch den Mitgliedern unseres Vereins empfehlen, auch den „Berlinern“ und „Weimarern“ und all den anderen, die „wilde Zeiten“ im deutschen Ausland verbrachten.

Mit feinem Humor schildert Sándor Márai die

stürmischen zwanziger Jahre, die er u. a. in der Universitätsstadt Leipzig verbrachte.

Wohl hat er sich hier gefühlt. Er schreibt: „Deutschland kam mir bekannt vor ... Bekannt von dem Augenblick an, als ich (...) nach Leipzig kam, wo ich an der Universität Journalistik studieren wollte. Meine Familie hatte mich im Institut für Zeitungskunde angemeldet, (...).Von dem Augenblick an, als ich den Fuß auf deutschen Boden setzte, hatte ich das sonderbare Sicherheitsgefühl, viel Schlimmes könne mir hier nicht zustoßen; die Menschen sind die gleichen wie anderswo, hoffnungslos fremd in ihren Leidenschaften und Obsessionen, in ihrem Geschmack und Temperament, doch darüber hinweg besteht irgendeine klimatische Übereinstimmung zwischen der verlassenen Heimstatt und dem großen, geheimnisvollen Deutschtum – oh gewiß keine Übereinstimmung im «Blut» oder in der »Rasse« oder im modischen Sinn ähnlicher Losungen, sondern eine geheimnisvollere und einfachere Verwandtschaft.“ (S. 209)

Zunächst war der neunzehnjährige Márai in Berlin, „ABER DANN WURDEN DOCH einige Bahnstrecken gebaut, und auf einer von diesen kam ich eines Tages nach Leipzig, (...)“ schreibt er. (S. 211)

Es muss auch damals schon ein anstrengendes Studentenleben gewesen sein, denn er schreibt: „ Ich streifte den ganzen Tag durch die Stadt oder saß stundenlang reglos in einem Café, kostete mutlos die Speisen und Getränke und war so einsam wie auf einer Insel. (...) Leipzig kam mir vor wie ein einziger riesiger Speicherraum, wie eine Markthalle aus Eisenstangen und Beton, wo alles verkauft wird, Pelze, Südfrüchte, Philosophie, Musik und die verschiedensten Denkmethoden.” (S. 212 f.)

Dieses Leben hatte Folgen. Er „war erschreckend mager, hatte Ringe um die Augen” (S. 212), obwohl ihm seine Wirtin morgens „dünnen Kaffee und die Butterschrippen ins Zimmer brachte.” (S. 214)

Was wohl die Leipziger in den achtziger Jahren über die ungarischen Studenten dachten? Márai schreibt über seine Erfahrungen: „In den Augen meiner Leipziger Quartiergeber und überhaupt der Bewohner dieser großen und an den Anblick von Menschen aus anderen Ländern gewöhnten Stadt mag ich eine beunruhigende Erscheinung gewesen sein. Sie bedachten meine Kleidung, meine nach sächsischem Geschmack ein wenig ungewöhnliche Haartracht und meine Verdacht erweckende Lebensweise mit schiefen Blicken. Der kleinbürgerlichen Seele war das träumerische und eigenbrötlerische Jungsein, das sich in meiner Erscheinung und meinem Tun widerspiegelte, unsympathisch. In dem engen Kreis, in dem ich mich bewegte – an der Universität, in einigen Cafés und im sogenannten «Künstlerzirkel» (...) galt ich durchweg als verdächtiger Fremder. Ich hatte eine Vielfalt von Anzügen nach Deutschland mitgebracht, alle mit Samtkragen, und dazu trug ich schwarze Hemden ... Mit ihren Kleinen auf dem Arm gafften mir die Leipziger Mütter aus den Fenstern hinterher.“ (S. 214 f.) Verdächtig schienen die ungarischen Studenten in den Achtzigern in der DDR noch immer, aber weniger bei den jungen Mädchen und ihren Müttern als bei den Behörden ...

Geldsorgen müssen die Sudenten bereits 1919 ständig geplagt haben. Eine Erfahrung, die in späteren Jahrzehnten besonders die Ausländer unter ihnen durchaus mit Márai teilen können. In seinen Erinnerungen über die Leipziger Zeit widmet er zahlreiche Seiten der Darstellung seiner finanziellen Nöte. „Vater hatte mir, als ich ins Ausland reiste, das Monatsgeld für drei Monate im voraus gegeben. Diese beträchtliche Summe gab ich schon in der ersten Woche aus; wie und wofür, weiß ich selbst nicht – ich glaube, für englische Zigaretten, Bücher und Kaffee.“ (S. 215)

„LEIPZIG WAR EIN EIGENARTIGES GEMISCH aus dünnem sächsischen Kleinstädtertum und einem Schuß herber Exotik; kein Zufall, daß Karl May hier lebte, sich nie hinausrührte und in einem der vom Regen gebräunten, geschmacklosen Jugendstilhäuser über »das Geheimnis der Skipetaren« schrieb. Ich hätte abenteuerlicher als in Leipzig auch in den Pampas nicht leben können. Zur Messezeit

setzte ich möglichst keinen Fuß aus dem Café Merkur, (...) Doch zu diesem eines Dichters würdigen, in Wirklichkeit also völlig müßigen Leben war unbedingt Geld nötig.

Mein Verhältnis zum Geld war ungewöhnlich; ich konnte es nie fürchten. (…) Es gab nie einen Monat ohne kleinliche Geldsorgen, aber ich habe nie schlecht geschlafen, weil mich Geldnot quälte. Alles Geld, das mir je zwischen die Finger kam, gab ich aus, und ich gab es oftmals überflüssig und in kurzer Zeit aus" (S. 220 f.)

„Damals wußte ich noch nicht, daß meine Lebenstechnik völlig verfehlt war und das Kaffeehaus «langfristig» teurer war als die kostspieligsten Vergnügungen, die für mich erreichbar waren. All mein Geld ging fürs Kaffeehaus drauf; zu Hause konnte ich nicht heizen, weil ich das Geld, das ich zum Heizen benötigt hätte, fürs Aufwärmen im Kaffeehaus ausgab. Ich ernährte mich im protestantischen Hospiz oder aus Quäkerkonserven, denn um ordentlich zu essen, dazu reichte mein Geld wegen der Kaffeehausausgaben nicht. In Form von Trinkgeldern – für die Garderobenfrau, den Zeitungsjungen, die Toilettenfrau – verbrauchte ich im Kaffeehaus mehr Geld als eine mehrköpfige deutsche Familie für die monatliche Kost." (S. 223f.)

Über die sächsische Küche hat sich der junge Márai oft gewundert. Auch für die Ungarn zu unserer Zeit Anfang der Achtziger waren Schwarzbrot, Generalsoße, Weiße-Bohnen-Eintopf und Blutwurst (bezeichnend auch Tote Oma genannt) wohl eher gewöhnungsbedürftig. Dabei gibt es aber noch heute zwischen Donau und Theiß Liebhaber von Soljanka, Ragout fin, Karlsbader Schnitte und Strammem Max, um nur einige der Spezialitäten der Leipziger Eckkneipen zu erwähnen. Diese schmackhafte Hausmannskost wurde uns in ordentlichen Portionen zu studentenverträglichen Preisen von Max und Zensi, Walter und Gabi oder Rolf und Monika serviert.

Anders dachte der junge ungarische Student kurz nach dem ersten großen Krieg über den Inhalt sächsischer Kochtöpfe. „In den Kreationen der sächsischen Küche stocherte ich verdrießlich, während der ersten Wochen lebte ich wahrhaftig von Kaffee und einem trockenen Feingebäck namens Baumkuchen, das in der Nähe der Universität, im Café Felsche, angeboten wurde. Drei saure Monate lagen vor mir, und es machte meine Situation noch dramatischer, daß ich mit dem Fasten im Winter begann. (…) In meinem »Elend« ging ich ins Hospiz der protestantischen Missionare essen. Solch düstere Kirchenmänner, wie sie sich hier über die Suppenschüsseln beugten, hatte ich bisher noch nicht gesehen. Leipzig steckte, bei aller engbrüstiger, apfelwein-umnebelter, dünnbieriger Kleinbürgerlichkeit, voller Exotik. Die großen Messen lockten nicht nur Waren an, sondern auch Menschen. Die protestantischen Missionare verputzten mit gesundem Appetit die in einer für mich furcht-erregenden und verdächtigen Tunke gegarten Seefische, die in Wasser gekochten Kartoffeln und den zitternden Glibber (zu unseren Zeiten wohl Sülze genannt – Anm. d. Verf.), als hätten sie eine besonders schmackhafte Delikatesse vor sich, und sie konnten nicht verstehen, daß ich in den feinen ursächsischen Gerichten nur verdrossen herumstocherte. (…) Wir saßen im Dunstgemisch von dünnem Blümchenkaffee und scheußlichen «Importzigarren» nach dem Essen im Gemeinschaftsraum des protestanti-schen Hospizes; über dem Spiegel hing ein gestickter Haussegen, der so ging: »Wenn du im Unglück willst verzagen, so denk an König Augusts Wort: Lerne leiden, ohne zu klagen.« (S. 215 f.) Die weisen Worte des ehemaligen sächsischen Landesvaters waren in der Mensa zu DDR-Zeiten verständlicherweise nicht mehr an der Wand zu lesen, sind aber für jeden nach-vollziehbar, der als Student die Gastreund-lichkeit der Leipziger Zentralmensa genoss.

Aber so schwer muss auch Márai wohl nicht gelitten haben, es muss eine schöne Leipziger Zeit gewesen sein. „WAS MACHTE ICH EIGENTLICH IN LEIPZIG? Meine Familie meinte, ich ginge zur Universität und ließe mich mit deutscher Sachkunde zum Journalisten ausbilden. In Wirklichkeit träumte ich. Ich war sehr jung, und nur die Jugend träumt. (…) Ich

konnte halbe Tage lang im Café Merkur hinter der Universität sitzen, in diesem namhaften Leipziger Kaffeehaus, das «alle Zeitungen der Welt» bezog, rund ein halbes Tausend, die meisten davon las ich gewissenhaft, Tag für Tag; ich paukte das Tagesgeschehen in der Welt wie eine Schulaufgabe. Englische Zigaretten rauchend, deren süßlich-opiumartiger Rauch das Ferne, das Exotische beschwor, träumte ich und sah durch das Fenster auf die Leipziger Straßen, (...) Ich konnte stundenlang im Regen umhergehen, und immer spielte ich; ich setzte mich auf dem Leipziger Bahnhof – dem »größten Bahnhof Europas« – auf eine Bank und wartete auf die Fremden, die mich nichts angingen und von denen ich nichts wollte. Später hatte ich nie mehr den Mut, mich so gehenzulassen wie in dieser ersten Zeit im Ausland. Von niemandem wollte ich etwas, ich erwartete weder Gutes noch Schlechtes, und für alles war ich dankbar, für ein Lächeln, für einen Tonfall. In jenen Jahren war ich noch absolut aufrichtig. Vielleicht war ich damals ein Dichter." (S. 216 f.)

Márai fiel zwar in Leipzig an der Universität in Journalistik durch, aber das Schreiben ließ ihn nicht mehr los. Er zog noch einige Jahre weiter durch Deutschland, insgesamt 4 Jahre lang, er war im Ruhrgebiet, in München, Weimar, Königsberg und Frankfurt, schließlich auch in Berlin. Und er las in dieser Zeit die Bücher und Gedichte der Großen der deutschsprachigen Literatur: Goethe, Kafka, Werfel, Gottfried Benn, Alfred Döblin u. a. Und er begann hier zu schreiben und zu übersetzen. Hier wurde er Schriftsteller.

Die liebevolle Beschreibung seiner Leipziger Zeit ruft auch in uns eine Menge Erinnerungen wach. Umso tragischer, dass Sándor Márai über viele Jahre in seiner Heimat fast vergessen schien. Gut für uns, dass wir ihn heute (wieder)-entdecken können.

Anmerkung: Die Rechtschreibung und Grammatik richtet sich nach der unten stehenden Ausgabe des Buches und wurde so von mir übernommen.

Zitate aus: Sándor Márai:
Bekenntnisse eines Bürgers Erinnerungen
Ungekürzte Taschenbuchausgabe
Piper Verlag GmbH, München
7. Auflage März 2005 ISBN 3-492-23081-4

Studentenwerk Dresden
Amt für Ausbildungsförderung

Ausschreibung

von Stipendien für ein Vollzeitstudium von Studenten
aus Polen, der Slowakei, Tschechien und Ungarn
auf der Grundlage der Förderrichtlinie Georgius-Agricola-Stipendium
des SMWK vom 17.12.2004

Im Haushaltsjahr 2007 stehen Mittel zur Gewährung von Georgius-Agricola-Stipendien für die Durchführung von drei Studienaufenthalten besonders begabter Studenten mit überdurchschnittlich guter Hochschulzugangsberechtigung und den für die Aufnahme eines Studiums notwendigen Deutschkenntnissen zur Verfügung. Die Ausbildung dient dem Erwerb eines berufsqualifizierenden Abschlusses an der Technischen Universität Dresden in einem technischen, naturwissenschaftlichen oder medizinischen Fach mit dem Ziel der Gewinnung von Führungsnachwuchs für die Wissenschaft oder Wirtschaft in Sachsen. Die Vergabe erfolgt nach der Förderrichtlinie des Sächsischen Staatsministeriums für Wissenschaft und Kunst für Studienaufenthalte von Studenten aus den Staaten Mittel-, Ost- und Südosteuropas an Hochschulen des Freistaates Sachsen (Förderrichtlinie Georgius-Agricola-Stipendium) vom 17.12.2004, die am 01.01.2005 in Kraft getreten ist.

Höhe und Umfang der Förderung:

Stipendienhöhe: 480 EUR monatlich, davon kann das Studentenwerk einen Teilbetrag bis zu einer Höhe von 180 EUR im Monat zur Deckung der Kosten der Krankenversicherung und der Unterkunft verwenden.
Förderungsdauer: für die Dauer des Studiums, höchstens für die Regelstudienzeit
Ein Rechtsanspruch auf Gewährung eines Stipendiums besteht nicht.

Förderbeginn: 01.10.2007 **Antragsfrist: bis 30.06.2007**

Ausschluss der Förderung:

Die Gewährung eines Georgius-Agricola-Stipendiums ist ausgeschlossen, wenn das Vorhaben bereits auf andere Weise von öffentlichen Stellen oder von mit öffentlichen Mitteln finanzierten privaten Einrichtungen gleichzeitig gefördert wird oder ein Rechtsanspruch auf eine derartige Förderung besteht.

Antragstellung:

Die Antragsunterlagen sind zu schicken an: Technische Universität Dresden, Akademisches Auslandsamt, z. H. Herrn Rimmele: 01062 Dresden

Dem Antragsformular für ein Georgius-Agricola-Stipendium sind beizufügen:

Tabellarischer Lebenslauf unter besonderer Berücksichtigung des schulischen Werdeganges, Kopie des Zeugnisses der Hochschulzugangsberechtigung, Bestätigung der Bildungseinrichtung, an der die Hochschulzugangsberechtigung erworben wurde, dass der Bewerber zu den zehn besten Schülern des Absolventenjahrganges gehörte, Nachweis über die für die Aufnahme der Ausbildung notwendigen Deutschkenntnisse, Angabe der Fachrichtung, in der die Ausbildung durchgeführt werden soll.

Das akademische Auslandsamt leitet die Unterlagen nach Prüfung mit den entsprechenden Vorschlägen weiter an:

Studentenwerk Dresden,
Amt für Ausbildungsförderung
Fritz-Löffler-Straße 18
01069 Dresden

LEADING YOU TO SUCCESS

Executive MBA-Programm in Salzburg

Was zeichnet eine Führungspersönlichkeit aus, über welche Qualifikationen muss sie verfügen?
Diese Fragen haben Sie sich vermutlich auch schon gestellt.

Am **Institut für Management** finden Sie Antworten.

Unser **Executive MBA-Programm** zeichnet aus:

- Studienbeginn jederzeit möglich
- Individuelle Studienplanung
- Unterrichtssprache Deutsch und Englisch
- berufsbegleitende Ausbildung zur Führung von Unternehmen
- International anerkannter akademischer Abschluss
- renommierte Fakultät

FIBAA

Infoabend

Termin: 13.6.2007 in Budapest
Vortragende: Dr. Maria Matheidesz (Direktor IfM-Ungarn)
Dr. Wolfgang Reiger (Geschäftsführer IfM)

Um Anmeldung bis 11.6.2007 wird gebeten.

Institut für Management GmbH, Birkenstraße 2, A 5300 Hallwang / Salzburg
Tel.: +43 (0)662 - 21 80 280, Fax: +43 (0)662 - 21 80 285
office@ifm.ac, www.ifm.ac

FETE im März 2007

Közepesen rossz idő és számos programtorlódás sem tudta megakadályozni, hogy ismét egy fergeteges Fete, avagy az alliterációknál maradva bomba buli várja a zuglói Eben Hotelben a résztvevőket. A terem, a hotel nevéhez méltóan „eben", azaz éppen elég volt, meg a sok jó ember szindróma is ismert mindenki előtt.

A sikerhez persze hozzájárult, hogy Kareszka nagyszerű edzéstervvel készült a sörözésre, amiben MSE és vendégexpertként Stirlitz és Csabi is segédkeztek.

Persze voltak hiányzók – sajnos. A többség küldött Entschuldigungot is, alábbi a legőszintébb: „Forrás: Kicker, mti, Reuter, dpa (válaszd ki a legszimpatikusabbat) "A Hertha legutóbbi nagyon gyenge hazai teljesítménye után a szakvezetés szokatlan, de sokat ígérő intézkedésre kényszerült. A manager Hoeneß vezette berlini bundásligás klub azonnali hatállyal felvette második pályaedzőnek az immár labdarúgónyugdíjasnak számító, de az amatőr ligában még mindig remek formában szereplő Kömíves Tamást.

Alias Buli №2

Külhoni büszkeségünk a 80-as évek végén és a 90-es évek elején – akkor még az 1.FC Bogumil (HfÖ) tagjaként – óriási sikereket ért el a berlini és NDK's football-porondon. Sikerei elsősorban a Remes, Ajtony, Donkó, Varga, Nagy, Szekér és még sok remek labdarúgó alkotta legendás csapat szenzációs diadaljaira vezethetők vissza."

Hasonló történetek persze azoktól is elhangzottak, akik jöttek és meséltek. A Matrikel paletta szélesedett, már 1972-1989 volt az Immatrikulationsjahr!

Ami változatlan volt, hogy Bruchmann Zsuzsa és Gerő Ági megint fantasztikusan megszervezte az egészet! Kaptak egy-egy csokor virágot Egyesületünk elnökétől és egybehangzó óhajt mindenkitől, hogy a hagyomány ne szakadjon meg!

Éjféltájt távoztak az elsők – de csak azért, hogy reggelre már az Egyesület www.nemet-diplomasok.hu honlapján ott legyenek a fényképek az idei buliról. Az utolsó távozók a hotelportán már meg is nézték!

Szóval jövőre Veletek és a többiekkel is ugyanitt!!!!!!!

Farsangi képeslap

Február 10-én nagyszerű jelmezes házibulin gyűltek össze az NDK-sok és porontyaik Dunakeszin, Seeman Ági és Csépai Imi vendégszeretetét élvezve. A jelmezek komoly szellemi előkészületekről és kézügyességről tanúskodtak, némelyik háztartásban még a hegesztőpisztoly is előkerült segítségképpen. Többek között majom, teknős, méhecske, tűzoltó, kalóz, varázsló, Piroska versengett a nappaliban, természetesen egyikük sem maradt ajándék nélkül. Ki kell azonban emelni a Tótágas című jelmezt, amely végül megszerezte az abszolút elsőséget. A felnőttek is kitettek magukért, mindenki jelmezben jött, a gyerekek szavazata alapján a pingvin (civilben maga a házigazda) győzött. A hangulatot a későbbiekben már csak fokozták a vetélkedők: vízivás, csokievés, célbadobás, perecrágás. Mindenkit megnyugtathatunk, volt sírás-rívás, kajabálás, rohangálás, verekedés, de nagyon jól éreztük magunkat. A sütemények, torták és cukros italok elfogyasztása után mindannyian úgy ítéltük meg, a kezdeményezés életképes, szívesen házhoz jövünk jövőre is. Köszönjük a szíves vendéglátást a Csépai családnak.

Üdvözlettel: Szőrös Szív az indián nyúl

info@nemet-diplomasok.hu

BANKSZÁMLÁNK: OTP BANK RT. BUDAPEST XVI. KER. FIÓK (HU) 11716008-20130020
IBAN: HU88 1171 6008 2013 0020 0000 0000 SWIFT : OTPVHUHB

www.nemet-diplomasok.hu

Felelős kiadó / *Verantwortlicher Herausgeber*: Bornemissza Tamás, az Egyesület elnöke • Szerkesztőség / *Redaktion*: Dávid Zsófia, Fata Márta, Fixl Renáta, Korencsy Ottó, Kozáry Vilmos, Surányi András, Szivi Lucia, Tubik Anett • Szerkesztés, tördelés / *Layout*: Rácz Julianna • Lektor / *Lektor*: Hambuch Erika • A szerkesztőség címe / *Adresse*: 1631 Budapest Pf. 28. Fax: 36-1-403-6412 • Nyomás / *Druck*: Raabe-Kiadó Budapest – Regia Rex Nyomda Székesfehérvár • Megjelenik 1250 példányban, évente háromszor *Erscheint jährlich dreimal, Auflagenhöhe: 1250*